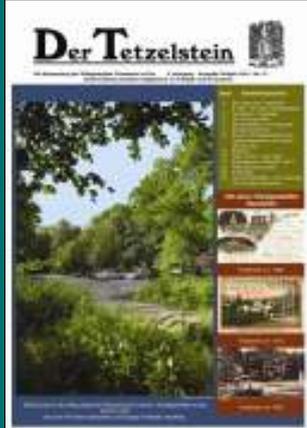


Der Tetzelsstein



Die Hauszeitung der Waldgaststätte Tetzelsstein im Elm
Unsere Zeitung erscheint halbjährlich, im Frühjahr und im Sommer.

7. Jahrgang – Sommer/Herbst 2013 / Nr. 13



Inhaltsverzeichnis

- 2 Die Sagen vom Tetzelsstein
- 3 Wassermühlen an der Wabe
- 7 Im Eiz bei Wolsdorf – Ein Baum erinnert sich
- 11 Hötensleben – Grenze zwischen Niedersachsen und Sachsen – Anhalt Teil 2
- 14 Dit un Dat op Platt
- 15 Das Quellgebiet der Altenau
- 18 Osterausflug in die DDR im Jahr 1978
- 19 Editorial
- 20 Der Stöckheimer Schweden-damm
- 23 Unsere Preisfrage
- 24 Unsere Gaststätte – ein lohnendes Ziel zu jeder Tageszeit

Liebe Gäste, Leserinnen und Leser, heute halten Sie die 13. Ausgabe unserer Zeitung in der Hand. Im Frühjahr 2007 haben wir den Versuch gestartet, eine Hauszeitung für die Waldgaststätte Tetzelsstein herauszugeben.

Heute können wir feststellen, dass sie sich inzwischen zu einem beliebten und viel gefragten Medium entwickelt hat.

Die Zeitungen sind auch als PDF-Dateien unter <http://braunschweig-touren.de> zu finden und erfreuen sich großer Beachtung bei ehemaligen Bewohnern unserer Gegend, die u. a. jetzt in anderen Ländern der Erde beheimatet sind.

Unser Bestreben, sie nicht nur als Werbung für die Gaststätte zu nutzen, sondern auch mit interessanten Beiträgen über den geschichtlichen Werdegang und die gegenwärtige Lage unserer Heimat zu unterrichten, hat sich also gelohnt. Das beweisen die zahlreichen positiven Reaktionen.

Ansporn genug, um weiterzumachen!

Thomas Heldt und Jürgen Mewes

Die Sagen vom Tetzelsstein

Das eingehauene Kreuz am oberen Ende des Tetzelssteins weist darauf hin, dass er zur Sühne für die Ermordung eines Menschen errichtet worden sein könnte.



Über hundert Jahre Romantik und Gastlichkeit

Seit 1884 bietet die Waldgaststätte Romantik und Gastlichkeit mitten im Elm. Ob Familienfeier oder „Bikerausflug“ – hier fühlt sich jeder sofort wohl. Historische Räumlichkeiten und ein großer Biergarten laden ein. Gepflegte Getränke und saisonale Spezialitäten. Kinderspielplatz. Großer Parkplatz. Täglich ab 10:00 Uhr geöffnet. Durchgehend warme Küche.

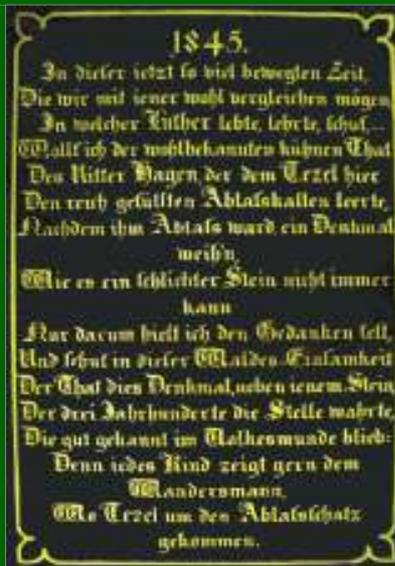
Historische Waldgaststätte Tetzelsstein

38154 Tetzelsstein Tel. 05332-1369 Fax 05332-947846
Internet: <http://tetzelsstein.com>

Laut einer Sage soll 1518 „unter diesem Stein ein Ablassprediger begraben sein. Dieser hatte sollen nach Königslutter reisen, ein Edelmann aber aus Küblingen (Anm.: ehemaliger Wallfahrtsort und jetziger Ortsteil von Schöppenstedt), der zuvor Ablass auf eine erst vornehmen wollende Mordtat von ihm gekauft, hatte ihn daselbst erschossen und beraubt. So sagt man.“ Mit diesen Worten beschrieb ein Pfarrer aus Samleben im 18. Jahrhundert als Erster das grausige Geschehen. Wilhelm Bode, 1825 bis 1848 Stadtdirektor von Braunschweig, wandelte später die Sage aufgrund der zu dieser Zeit geltenden humanitären Strömungen mildernd ab. Er nannte nunmehr Ritter von Hagen vom Hagenhof bei Königslutter als Täter, der den Ablassprediger Johann Tetzels nach vorherigem Kauf eines Ablassbriefes nur gezüchtigt und den geraubten Schatz, der in einem aus Eichenholz gefertigten Kasten verwahrt wurde, dem Volke zugeteilt habe.

Und so erhielt der Stein seinen Namen, den er seit jener Zeit im Mittelalter trägt.

1935 wurde der Tetzelsstein von der Mitte der heute umrandeten Grünfläche hinter diese Hainbuchenhecke versetzt.



1846 errichtete der Braunschweiger Hofmarschall Anton Reinhold Wilhelm Liebig, Edler von Lübeck, 25 Schritte östlich vom damaligen Standort des Tetzelssteins entfernt, das acht Meter hohe Denkmal.

Der Tetzelsstein wurde 1935 an seinen jetzigen und vermutlich ursprünglichen Platz zurückversetzt.

Die im Inneren des Denkmals angebrachte Erläuterungstafel trägt die Jahreszahl 1845, das wohl ursprünglich angedachte Datum der Fertigstellung.

Geschichtsforscher sind jedoch der Annahme, dass es sich hier um einen Ort handeln könnte, an dem in grauer Vorzeit ein Tatzelwurm (Drache) oder ähnliches Untier erlegt wurde. Theo Schmidt-Reindahl, ehemals Direktor der Steinmetzschule in Königslutter, hat mit seinen drei künstlerisch wertvollen Wegweisern diesem Ereignis am Tetzelsstein ein Denkmal gesetzt.



Wassermühlen an der Wabe



Mühlrad der oberen Wassermühle (Nr. 1) in Erkerode

Die Wabe (Wefene), „das sich bewegende Wasser“, entspringt im Elm und mündet bei BS-Querum (BS=Braunschweig) in die Schunter. Ihr Quellgebiet befindet sich im Forstort Hölle im östlichen Zipfel des Reitlingstales. Auf ihrem rund 25 km langen Weg durchfließt sie die Dörfer Erkerode und Lucklum, die Veltheimer Gemarkung und Neuerkerode in westlicher Richtung. Vor Obersicke nimmt sie das Wasser der Veltheimer Ohe auf und wendet sich nach Südwesten. Sie durchquert Niedersicke und weicht dem 106 m hohen Westerberg aus, um am Rande der Apelnstedter Feldmark ihren Weg in weitem Bogen in nördlicher Richtung fortzusetzen, begleitet von verschiedenen Abzugsgräben wie dem Salzdahlumer Graben, dem Feuergraben, ab Rautheim dem Unterlauf des Reitlingsgrabens. Vom Schöppenstedter Turm bis zur Mündung helfen ihr dann die Mittelriede und etliche kleinere Gräben, das ehemals sumpfige Gebiet um Riddagshausen zu entwässern.

Vorbei an den westlichen Rändern von BS-Gliesmarode und BS-Querum erreicht sie schließlich die Schunter.

Ihr starkes Gefälle - von der Quelle bis zum Apelnstedter Bogen bewältigt sie immerhin einen Höhenunterschied von rund 135 m - und ihre konstante Wasserführung machen sie vorzüglich geeignet zum Antreiben von Wassermühlen zu sehr unterschiedlichen Zwecken. Nach J. Dette gab es insgesamt **19 Mühlen** an der Wabe. Viele davon sind sehr alt und seit dem Mittelalter bekannt, andere erfahren ihre erste schriftliche Erwähnung in der frühen Neuzeit in den Erbregistern

des 16. Jahrhunderts, als Herzog Heinrich der Jüngere (1514-1568) und Herzog Julius (1568-1589) Regulierungen an Wabe und Altenau vornehmen ließen. Letztere wurden oft als »Neue Mühle« bezeichnet. Erst im 19. Jh. wurden die Mühle auf dem Lucklumer Gutshof und die Loh- und Sägemühle in Neuerkerode errichtet. Die ältesten Mühlen gehörten Klöstern, Kirchen, Adligen oder reichen Bürgern, die sie gegen Erbzins in Form von Naturalien und Dienstleistungen, später Geld, an Müller und ihre männlichen Nachkommen ausgaben aber auch an Unternehmer aus Braunschweig, die dort Müller mit 6-Jahres-Verträgen beschäftigten. Ihre erste urkundliche Erwähnung sagt zwar nichts über ihr tatsächliches Alter aus, trotzdem ist es vielleicht interessant zu erfahren, wann die ersten von ihnen aus dem Dunkel der Geschichte auftauchen:

1042 überträgt Kaiser Heinrich III. seinem Gefolgsmann Sehart neben Ländereien in Apelnstedt auch eine Mühle samt Mahlrecht in Sicke, wie sie dessen Vater Hermann zu Lehen hatte. 1175 kauft das Ägidienkloster zu Braunschweig drei Mühlen in Erkerode von Ludolf von Peine.

1211 erwirbt das Kloster Riddagshausen das Dorf Lucklum „mit zwei Mühlenstätten“ von Hugolf von Quenstedt.

1219-1225 besitzt das Cyriakuskloster in Braunschweig eine Mühle in Apelnstedt.

1226 gelangt das Dorf Gliesmarode in den Besitz des Klosters Riddagshausen, das dort einen Wirtschaftshof mit Wassermühle errichtet.

1304 schenkt Arnold von Veltheim dem Kloster Riddagshausen eine Mühle an der Wabe, gelegen an der Veltheimer Furt.

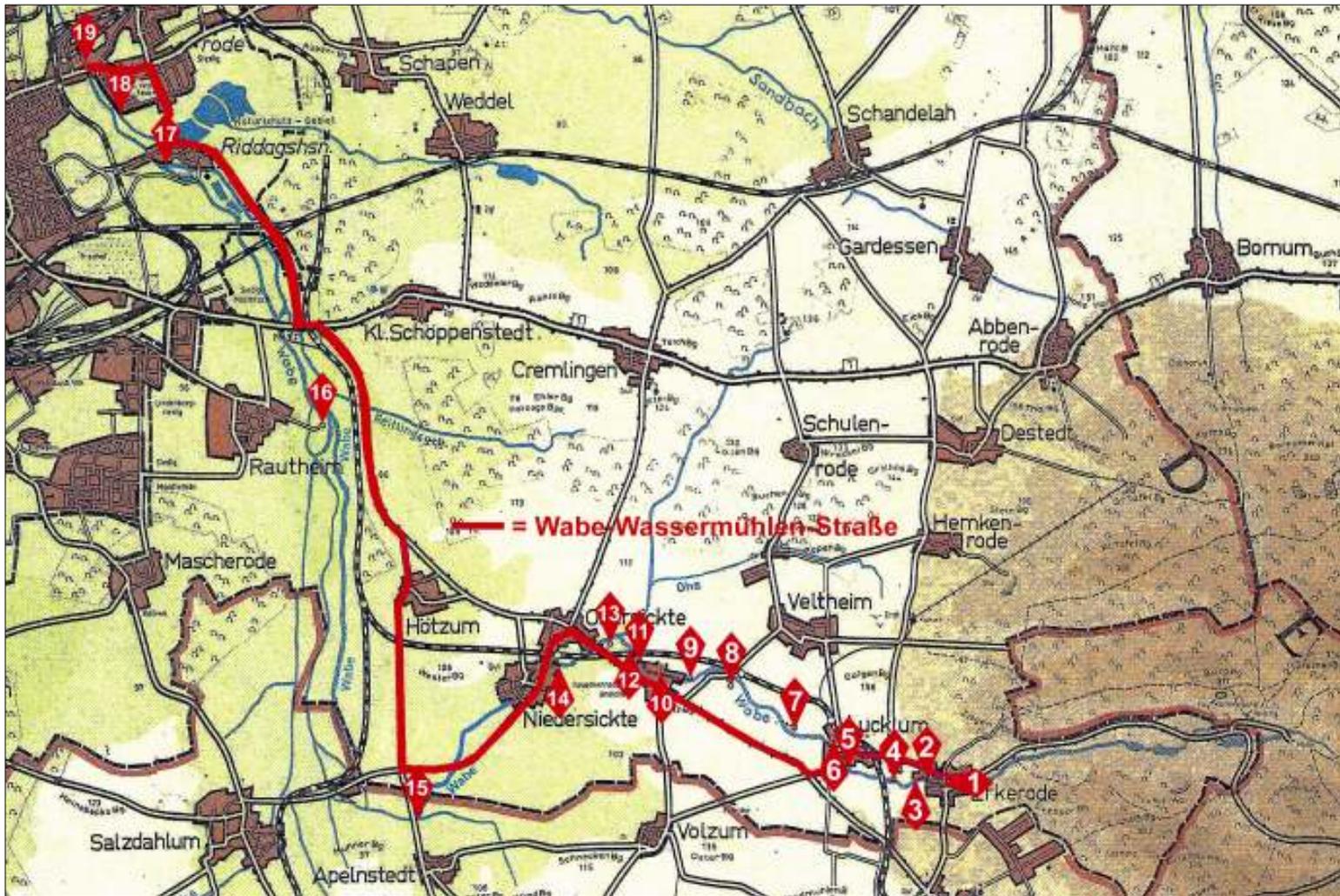
1323 kauft die Magnikirche zu Braunschweig von Herzog Otto eine bis dahin an die von Steimke verlehnte Mühle vor dem Kirchhofe zu Sicke, vermutlich die bereits 1042 erwähnte Sickter Mühle.

Das um **1145** gegründete Kloster Riddagshausen besaßen wie alle Klosteranlagen der Zisterzienser innerhalb seiner Mauern eine Wassermühle, ein Brauhaus und eine Schmiede. Die dazugehörige Walkmühle wurde aus naheliegenden Gründen flussabwärts an der begradigten Wabe angelegt, wo bis ins 18. Jh. ein Walkholz existierte.

Die Rautheimer Wassermühle der Grundherren von Rethem erhielt **1562** Wasserrechte, könnte aber zumindest zeitweise schon vorher betrieben worden sein.

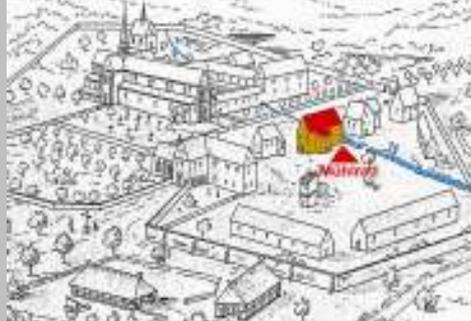
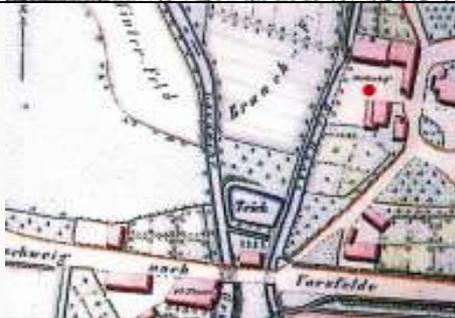
Im **16. Jh.** gibt es drei Kupfermühlen an der Wabe, die Bleche, Stäbe und Drähte für die Kupferschmiede der Stadt Braunschweig herstellen. Die untere Lucklumer Mühle, seit **1315** im Besitz der Komturei des Deutschen Ritterordens in Lucklum, trägt noch heute den Namen Kupfermühle. Vor Obersicke befindet sich nun ebenfalls eine Kupfermühle, von der **1575** ein Erbzins an das Amt Wol-

Die Wabe – Wassermühlen – Straße



Die Wabe entspringt in der Hölle im Elm und mündet nach ca. 23 km nördlich bei Braunschweig - Querum in die Schunter.

1		<p>Die obere Wassermühle von Erkerode (Wassermühle Erkerode e.V., Besichtigung auf Anfrage unter Tel. 05305/9019221)</p>	2		<p>Die Mittelmühle von Erkerode</p>
3		<p>Die untere Wassermühle am Ortsrand von Erkerode</p>	4		<p>Die Steinmühle vor Lucklum</p>
5		<p>Die Gutsmühle auf dem Hof des Lucklumer Rittergutes</p>	6		<p>Die Dorf­mühle von Lucklum (Mühlhof)</p>

7		Die Kupfermühle hinter Lucklum	8		Die Voigtsmühle von Veltheim an der „Veltheimer Furt“
9		Die Loh- und Sägemühle (Mühlenhof von Neuwerkerode)	10		Die obere Papiermühle (Haupthaus der Neuwerkeröder Anstalten, rechter Flügel neben der Kirche)
11		Die Petersmühle in Neuwerkerode	12		Die untere Papiermühle, 1872 abgerissen, lag im Gehölzstreifen zwischen Neuwerkerode und Obersicke
13		Die Öl- und Walkemühle von Obersicke am Freibad	14		Die Sickter Mühle im Dorf, ehem. „Braunschweiger Mühlenwerke“ an der Wabebrücke zwischen Ober- und Niedersicke, 2010-2012 abgerissen
15		Die Apelnstedter Mühle an der Wabebrücke nördlich von Apelnstedt	16		Die Rautheimer Mühle nördlich des Dorfes Braunschweig-Rautheim
17		Die Klostermühle von Riddagshausen, lag 1753 neben der Schmiede, nicht mehr vorhanden	18		Die Walkemühle des Klosters Riddagshausen (fehlt schon 1753 auf der Karte der General-Landesvermessung)
19		Die Gliesmaroder Mühle, „Dampfhandelsmühle mit Altvaterhaus von Otto Günther“ gegenüber der Gaststätte „Gliesmaroder Turm“ auf der anderen Straßenseite der Gliesmaroder Straße in Braunschweig			Der Gliesmaroder Turm und der Mühlenhof um 1750

fenbüttel gezahlt wird, und von einer Kupfermühle in Apelnstedt „vor dem Salzberge“ leistet Hans Struwe **1575 bis 1602** Abgaben an das Gericht Evessen. **1591** ist er auch an der Obersickter Kupfermühle beteiligt. In Lucklum verpachtet der Landkomtur die „Neue Mühle“ im Dorf, die zuvor als Poliermühle zum Schleifen von Stein und Metall gedient hatte und vermutlich als Ersatz für die oberhalb der Komturei gelegene Steinmühle errichtet worden war, um eine Versorgung mit sauberem Trinkwasser zu gewährleisten. Der Pächter der „Neuen Mühle“ ist der Mahlmüller Weddecke Günther, dessen Familie dort lange bleibt und später auch in Sickte und Gliesmarode nachweisbar ist.

Um **1700** läuft das Geschäft mit den Kupferhäm- mern aus, da die Metallverarbeitung inzwischen in die Nähe der Erzgruben im Harz verlegt worden ist. Die Apelnstedter Mühle ist wohl nur unter dem Pächter Struwe mit einem Kupferhammer aus- gestattet gewesen und wird längst wieder als Mahl- mühle genutzt. Die beiden anderen weichen auf Tuchwalkerei und Produktion von Lampenöl aus Raps und vor allem Rüben aus, denn die Bevöl- kerung im Herzogtum und damit verbunden ihr Konsum an Lampenöl ist erheblich gestiegen. Die Obersickter Mühle wird **1685** als Kupfer- und Walkemühle bezeichnet und von dem neuen Inha- ber Heinrich Julius Günter, der zugleich Pächter der seit **1649** zum Niedersickter Gut gehörenden Mahlmühle bei der Kirche im Dorf ist, in eine Öl- und Walkemühle umgewandelt. Der Müller Conrad Pflüger, der **1698** die Kupfermühle in Lucklum pachtet, wird später als Inhaber eines Kupferham- mers mit Walk- und Ölmühle bezeichnet.

Eine Walkmühle gibt es allerdings schon vorher an der Wabe. Ernst von Honrodt zu Veltheim verpach- tet **1560** eine solche an die Lakenmachergilde des Braunschweiger Weichbildes Altewiek. Er hat sie zuvor zusammen mit einer Mahlmühle von dem Wolfenbütteler Amtmann Kaspar Homann gekauft. Von beiden zahlt er den Erbzins an das Amt Wol- fenbüttel. Außerdem gehört ihm noch eine adels- freie Papiermühle. Alle drei Mühlen liegen auf der Veltheimer Gemarkung, dicht an der Grenze zur Niedersickter Flur: **Zwischen 1592 und 1600** wird die Walkemühle in eine Papiermühle umge- wandelt. Die beiden Papiermühlen, zwischen den- nen nun die neue Mahlmühle liegt, gelangen **1780** zunächst durch Pacht und später durch Kauf an die Papiermacherfamilie Bergmann aus der Ge- gend um Goslar, die ein feines Büttenpapier mit dem Wasserzeichen „Double C“ mit Begleitschrift „JB Sickte“ produziert. Zwei verheerende Brände **1840 und 1848** in der modernen, mit Dampfkes- selantrieb ausgerüsteten oberen Papiermühle sind jedoch nicht zu verkraften und führen **1856** zu zwangsweisem Verkauf an den Papierfabrikanten und Hauptgläubiger Döring.

Doch auch dieses Unternehmen endet **1871** in ei- ner Zwangsversteigerung. Die untere Papiermühle gelangt schließlich an den Müllermeister Julius

Peters, der **1872** alle Gebäude abreißen lässt. Pastor Stutzer aus Erkerode kauft die obere Pa- piermühle, und als Knabenhaus der Neuerkeröder Anstalten der Inneren Mission bildet sie die Keim- zelle von Neuerkerode. Mit den Wasserrechten der oberen Papiermühle errichtet der Lohgerbermeis- ter Albert Heyer, der in Braunschweig eine Leder- fabrik mit Lederhandel besitzt, eine Loh- und Sä- gemühle.

Mitte des 20. Jahrhunderts beginnt das große Mühlensterben. Mühlen, die Brände, Plünderun- gen, Verwüstungen, Pächter- und Besitzerwech- sel, Modernisierungen und vieles mehr überstan- den haben und ihre letzte Tätigkeit als Schrotmüh- le ausübten, werden abgerissen oder zu Wohn- zwecken umgebaut. Nur die Sickter Mühle im Dorf, **1848** von dem Müllermeister Bernhard Becker vom Gutsbesitzer in Niedersickte gekauft, mit Dampf- kraft ausgerüstet und **1952** nach Gründung der „Braunschweiger Mühlenwerke“ zu einer moder- nen Industriemühle ausgebaut, produziert noch bis **2005** Rotband-Weizenmehl. 2010 begann der quä- lend langsame Abriss. Nun wird wieder gebaut. Was schon? - Ein Supermarkt natürlich, was sonst?

Fährt man auf einem Ausflug in den Elm von Braunschweig aus auf der nicht gesondert ausge- schilderten „**Wabe-Wassermühlen-Straße**“, kann man rechts und links des Weges noch einige der alten Mühlen in der Landschaft entdecken. Will man die versteckt entlang der Wabe liegenden an- deren Mühlen finden, empfehle ich Ihnen den auf Seite 4 abgebildeten Plan und die dazugehörigen Erläuterungen.

- Quellen:** C. Bege: Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig, 1844, S. 103
J. Dette: Die Apelnstedter Wassermühle, in: 950 Jahre Apelnstedt 1042-1992, Hrsg. Gemeinde Sickte 1992, S. 179-181
H. Ebeling: Unser Braunschweiger Land, Heimatatlas um 1960, S. 4
W. Frühauf: Altes Braunschweigesches und Preußisches Wasserrecht im Landkreis Wolfenbüttel, in: Heimatbuch Wolfenbüttel 2008, S. 186-1 91
K. Hoffmeister: Riddagshausen — einst und jetzt, Braunschweig 1973, S. 10
Karte des Landes Braunschweig im 18. Jhdt., Blatt 3729 und 3730
W. Kleeberg: Niedersächsische Mühlengeschichte, 2. Aufl. 1979, S. 370-372
O. Köchy: Die Mühlen in Sickte, in: 1100 Jahre Sickte, 1988, 5. 271-304
G. Künne: Geschichte der Sickter Mühle, in: 300 Jahre Herrenhaus Sickte, 2011, S. 61-72
H. Pfeifer: Das Kloster Riddagshausen bei Braunschweig, 1896, 5. 31
M. Reese: 2006 — Gliesmarode 975 Jahre alt, in: Gliesmarode — ein Vorort der Stadt Braunschweig, Hrsg. M. Reese, W. Knust, 2. Aufl. 2011, 5. 39 u. 58
H. H. Rimpau: Zur Geschichte der Lucklumer Mühlen, in: Braunschweigesches Jahrbuch Bd. 47, 1966, S. 230-238
H. A. Schultz: Die Raurheimer Wassermühle — einst und jetzt, in: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1970, S. 53
V.-L. Siemers: Was ist noch übrig von den Wassermühlen an der Schunter, Lutter und Wabe? in: Heimatbuch Wolfenbüttel 2008, S. 99-106
H. Wolff: Veitheim (Ohe) 1160 bis 2010, Hrsg. Gem. Veltheim (Ohe) 2010, S.213-225

Ina Essmann

Im Eiz bei Wolsdorf – Ein alter Baum erinnert sich

Als der kleine niedersächsische Landkreis Helmstedt gegründet wurde, schrieben wir das Jahr 1833, und somit genau vor jetzt 180 Jahren.

Es war schwül, die Nachmittagssonne brannte und von Osten zog eine dunkle Wand herauf. Ein barfüßiger Junge in schlotterigen Hosen, gehalten von Trägern aus grobem Band, mit einem aufgekrempelten naturweißen Hemd, trug einen Weidenkorb über die Dorfstraße zum östlichen Gemeindeholz von **Wolsdorf**. Heraus schaute ein Pflänzchen, gerade erst sechsblättrig, mit einem Stämmchen wie ein Blumenstiel. Unter dem anderen Arm trug er einen Rübenheber. So einen Zweizack, den man zum Roden in der Zuckerrüben-Kampagne benutzte.

Als er am Eiz angelangt war, ging er gleich rechts zwischen Wald und Acker den leichten Berg hinan. Er blieb stehen und besah sich lange das dichte Unterholz. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er begann zu graben, schaute ein paar Mal auf, schien zufrieden zu sein mit dem Plätzchen, das von der Frühsonne nicht erreicht wurde, das somit den Morgentau in sich aufsaugen mochte, um die Hitze der zweiten Tageshälfte ertragen zu können. Vorsichtig setzte er das winzige Bäumchen in das Loch, hielt es gerade, während er die Erde anhäuflte und festdrückte. Die ersten dicken Tropfen fielen vom Himmel und in das drohende Grummeln hinein sagte der Junge: **„Du bist etwas Besonderes! Du und dieser neue Landkreis seid ein Jahrgang, ihr werdet hoffentlich einmal sehr, sehr alt. Werdet glücklich, groß und stark.“** Und während er seine Sachen zusammenraffte, rief er dem Bäumchen noch zu: **„Und jetzt gießt dich der liebe Gott!“** Er nahm die Beine in die Hand und rannte dem Dorf zu.

In jenem Jahr zählte der Ort Wolsdorf, sieben Kilometer in südwestlicher Richtung von der Kreisstadt entfernt, annähernd 300 Seelen. Er war gerade dabei, sich aus seiner rein landwirtschaftlichen Form heraus in eine Industrie- und Bergarbeiter-Gemeinde zu entwickeln. Nach dem Aufschluss des staatlich herzoglichen Braunkohlen - Schachtes **„Grube Prinz Wilhelm“** entstand der Südschacht unweit des Eiz. Unser Bäumchen, mittlerweile zwanzig Jahre alt geworden und hoch aufgeschos-

sen zu einem kleinen Baum, konnte gerade so die Dächer der Anlage mit seinen Wohn- und Verwaltungsgebäuden erkennen.

Er wusste nichts von dem ebenfalls zu der Zeit entstandenen Nordschacht in der Nähe von Frellstedt. Er wusste auch nichts vom Hauptschacht und der kleinen Bergmannskolonie am Tekenberg. Aber er hörte das unheimliche Rumoren aus der Tiefe und manchmal hatte er Angst um seine Wurzeln. Ja, in dem *Berg*, eigentlich nur ein Hügel, arbeitete es. Hier wurde aus düsteren Schächten das schwarze Gold herausbefördert. Lange war in Wald und Feld gebaut worden, bevor eine Seilbahn lorenweise die Kohle über weite Strecken zum Hauptschacht im Elz transportierte. Von den Arbeitern hatte er gehört, dass Wolsdorf dort mitten im Wald sogar 1911 einen eigenen Bahnhof bekommen sollte, das würde den Abtransport der Kohle noch rentabler machen, erzählten sie.

Unser Baum sah gern den abenteuerlichen Spielen der Dorfkinder zu, wenn sie an der niedrigsten Stelle im Wald in die Loren sprangen, um mit der Seilbahn über das Feld bis hinter den Tekenberg mitzufahren. Wenn sie dort nicht rechtzeitig absprangen, denn danach war die Höhe zu gefährlich, wurden sie am Ziel aus den Loren gezogen und bekamen eine ordentliche Tracht Prügel. Das konnte unser Baum zwar nicht sehen, weil es sich im Elz zutrug, aber so manch ein Bengel berichtete stolz von solchem Heldenmut und zeigte schon mal eine blaue Pobacke. Manchmal schmiegte sich so ein Kerlchen an ihn und weinte versteckt. Zeigen durfte man es nicht, denn Jungen hatten zu der Zeit nicht zu weinen. Er tröstete dann, so gut er es verstand, rauschte mit seinem immer mächtiger werdenden Blätterdach und warf dem Unglücklichen einen Käfer in den Kragen. Das trug im Allgemeinen erschrecktes Lachen und Hüpfen ein und ließ den Schmerz vergessen.

Aber wer tröstete ihn? Viele, viele Jahre hatte er bereits den Förster fürchten gelernt. Wenn der durch den Wald ging, entstand meist Unruhe unter den Bewohnern des Forstes. Immer signalisierte es Gefahr. Entweder war Jagdzeit, dann versuchten die Bäume Verstecke zu bilden, so gut es nur ging. Oder er brachte ein Heer von Waldarbeitern mit, die kennzeichneten die kräftigsten, die gesün-



desten Bäume zum Abholzen. Dann war da ein Abschiednehmen und Sterben.

Nun ging aber unter ihnen die Mär, dass es nichts Größeres im Leben eines Baumes gibt, als geschlagen zu werden. Der Traum eines jeden Baumes war, im kommenden Leben etwas ganz Großartiges zu werden. Die Tanne träumte vom Christbaum, die Buche davon, ein solides Möbelstück zu werden und die Eiche sah sich im Traum als wunderbar verziertes Fachwerk in einem Stall, oder wenn man zu Höherem geboren war, in einem Wohnhaus.

Das sollte er glauben? Er hielt die Augen auf, beobachtete und hatte längst nicht den Umfang, als dass der Förster Notiz von ihm nehmen würde. Doch er wurde klüger und klüger, dicker und kräftiger, die Sommer gingen und kamen und eines Tages erschienen diese Baummörder, ja das waren sie in seinen Augen inzwischen, standen vor ihm und ein Arbeiter sagte: „**Der ist bestimmt 80 Jahre alt. Wir sollten ihn fällen.**“ Es ist Schicksal, das war ihm klar, trotzdem erfüllte ihn der Gedanke mit Wehmut. Da traute er seinen Ohren nicht, als der Förster sagte: „**Nein, den nicht. Der ist was Besonderes. Mein Urgroßvater selig hat ihn mal gepflanzt, damals, 1833 zur Gründung des Landkreises.**“ Unser Baum dachte an den Jungen, der in seiner Erinnerung nie älter geworden war. „*Sind denn tatsächlich acht lange Jahrzehnte vergangen?*“, fragte er sich. Wirklich ein ganzes Baumleben? Nun begann für ihn eine sorglosere Zeit. Wieder gingen und kamen die Jahreszeiten, die Abschiede von den Auserwählten, die Holzabfuhr. Die Sonne gerbte ihm die Rinde und der Winter ließ so manches Stück abfrieren. Der Sturm riss trockene Äste und unser Baum kam in die Jahre, wo das Blatt kleiner wird, das Geäst dürrer und der Saft nicht mehr in jeden Winkel steigt. Viele Menschen hatte er kommen und gehen sehen. Holzsucher, Pilzsammler, Kräuterweiber. Arbeiter und Faulenzer. Ansässige und Wanderer. Auch Halunken hatte er kennengelernt, die in seinem Schutz ihre Beute teilten, bis eines Tages die Polizei dem Treiben ein Ende machte. Es war für ihn eine schmerzhaft Erfahrung, denn auf den Ruf hin: „**Halt, stehen bleiben!**“, fiel ein Schuss und traf ihn empfindlich an einem jungen Trieb. Eine Bleivergiftung hätte er sich holen können! Dabei hätten sie sich den Schuss sparen können, er hatte ja gar nicht die Absicht, fortzulaufen und den beiden Spitzbuben hatte er längst ein Bein, nein, eine Wurzel gestellt, sodass sie stürzten. Einmal kam einen ganzen Sommer lang ein junges Paar. Dass Liebe etwas Bezauberndes war, wusste er von dem bunten Leben in jedem Frühling; dem Nestbauen, dem Schnäbeln und Tirillieren. Freilich hatte er auch die Schinderei kennengelernt. Die Aufzucht des Nachwuchses, die Futtersuche, das Stopfen vieler Mäuler und Schnäbel. Eine zweiseidige Sache, die nie in ihm den Wunsch hätte aufkommen lassen, auch einmal

verliebt zu sein. Es war gut, wie es war. „*Da sind wir Bäume wohl anders*“, dachte er. Aber als er diese beiden jungen Menschen näher kennenlernte, da ahnte er, dass Liebe wohl doch mehr sein musste, als kokettieren und paaren. Der Mann zog ein Bein nach und erzählte vom Krieg. Er war in Italien bei den Reitern unter Beschuss geraten. Oh ja, unser Baum wusste, was Beschuss ist! Der Mann hatte Glück, dass man ihn aus dem Kessel herausholen konnte. Zu Fuß hatte er sich nach Hause durchgeschlagen. Nun war er arbeitslos.

Es war das Jahr 1925, der Baum wusste es genau, denn ein Bergmann hatte neulich auf eine Zigarette bei ihm haltgemacht. Und während er immer wieder mit der Faust gegen seinen Stamm schlug, schrie er es verzweifelt heraus, dass die Grube „Prinz Wilhelm“ bereits seit 1921 geschlossen sei und jetzt der **Südschacht**. Alle wären im Tagebau der BKB weiterbeschäftigt. Doch er sei zu krank. Altes Eisen, nutzlos! Er hätte ihn gern aufgemuntert. Aber wie. Er konnte ihm doch unmöglich einen Käfer in den Kragen schütteln. Und sein beruhigendes Rauschen würde dieser lärmende Bergmann nicht hören.

Wie war er jetzt darauf gekommen? Ach ja, das Paar, der Kriegsversehrte. Die Kleine war ein entzückendes Wesen. Sie nahm ihn gern ermutigend in den Arm, wiegte ihn wie eine Mutter und sprach ihm zu. Manchmal, wenn der Mond gerade wagschaute, küssten sie sich und versprachen sich ewige Treue. An jenem letzten Tag schnitten sie ein Herz in die Rinde. Unser Baum litt es nicht gern, aber sie begossen es mit soviel Tränen, dass er ihnen nicht böse sein konnte. Heute war das Herz größer und ein wenig zerrissen. Es war für einen Menschen gut sichtbar, wenn er den Kopf in den Nacken legte.

Was aus den beiden geworden ist? Er wüsste es auch gern. Denn 1925 war auch das Jahr der furchtbaren Typhusepidemie in Wolsdorf. „*Im Gegensatz zu uns*“, dachte der Baum, „*vertragen die Menschen wohl das Brunnenwasser nicht so gut.*“ Da war er froh, ein Baum zu sein. Die Gedanken landeten nun öfter bei dieser viel gepriesenen Liebe, die wohl doch etwas Wunderschönes sein musste. Wurde er sentimental?

All seine Jugendfreunde waren gegangen. Eine neue Generation wuchs heran. Sie hänselten ihn, dass ihn der Förster wohl vergessen hätte, vielleicht sei sein Holz wurmstichig. Vielleicht sei er ja sogar hohl! Kahlköpfig werde er ja bereits. Das schien sich stetig zu wiederholen. Die Jugend ging über die Probleme der Alten leicht hinweg. Herzlos und undankbar. Er versuchte, einfach nicht hinzuhören. Er beobachtete mit Interesse den Abbau der Schachtanlagen. Soweit er es sehen konnte, entstanden am Südschacht Wohnhäuser daraus. Nun, am Nordschacht und am Hauptschacht würde es sicher nicht anders sein. Er hörte vom Förster, dass die staatliche Forstverwaltung das große Haus im Elz gekauft hatte. Der Rückbau ging Zug um Zug.



Runstedt um 1900 (Auszug aus einer Postkarte der Kunstanstalt Wehrh, Braunschweig)

Die Fördertürme verschwanden, die Gleise wurden herausgerissen und neuen Zwecken zugeführt. Die Seilbahnen und damit das lustige Kinderspiel gehörten gänzlich der Vergangenheit an. Erstaunt sah unser Baum Uniformierte. War schon wieder Krieg?

Wenn die beängstigenden Fahrzeuge immer schneller, immer größer, immer lauter am Wald entlang fuhren, sah er lieber weg. Sie machten ihm Angst. Die Menschen hatten einen neuen Gang. Marschieren nannten sie es. Das waren unruhige Jahre und unser Baum war froh, dass er in seiner majestätischen Höhe wunderbare freie Luft atmen konnte. Allerdings sah er auch die Bomber zuerst, die oft erschreckend tief flogen. Einmal fielen Bomben über dem Elz. „Gut, dass die Bahnlinie nicht durch den Eiz hindurchgeht“, dachte er, denn der Angriff sollte einem Zug, wohl einem Lazarettzug gegolten haben. Er sah das Feuer, den Rauch und die Völkerwanderung. Denn hier in der Geborgenheit war so ein Treffer eine Sensation. Er hatte schon viele Unwetter erlebt. Er hatte so manchem Blitz in die Augen geschaut. Immer waren da das Vertrauen in die eigene Stärke und der Glaube, dass alles gut ausgeht. Aber wenn die Flieger kamen, hätte er, der immer stolz erhobenen Hauptes dastand, sich gern geduckt, sich unsichtbar gemacht. Er hatte gedacht, es könne nicht schlimmer werden. Zumal die herumlungernenden Gestalten davon sprachen, dass der Krieg zu Ende sei. Verloren, hatten sie gesagt. Er begriff es erst, als er die Flüchtlinge sah, die in den Ort strömten.

Einige machten bei ihm am Waldrand Rast. Ausgemergelte, erschöpfte Körper, armselige Habe auf ihren Karren. Gerade lagerten wieder welche bei ihm. „**Es sollen 1500 Flüchtlinge in Wolsdorf sein**“, sagte gerade ein Mann. „**Meinst du, wir bekommen ein Dach über den Kopf?**“, fragte eine Frauenstimme müde. Ach ja, solche Sorgen kannte er nicht. Aber kaum hatte sich diese Aufregung gelegt, kamen neue Probleme. Was waren das für Geräusche. Das Quietschen, Eisen auf Eisen, das nächtliche Heulen wie bekümmerte Seufzer. Stöhnte die Erde? Was waren das für Monster, die sich in sie hinein fraßen. Da er inzwischen den ganz großen Überblick hatte, sah er in östlicher Richtung über den Eiz hinweg den Kirchturm von **Runstedt**, und

die Mühle auf dem Weg dorthin, sah die Monster, die bei den Menschen wohl Bagger hießen, sich näher und näher graben, sah, wie das Dorf langsam verschwand. Und alles um den Bodenschatz zu bergen? Ein Schatz, der nicht einmal als solcher zu erkennen war? Unter ihm war vermutlich auch noch Kohle. Würde er deshalb ebenfalls sterben müssen? Aber dann würden sie nicht die Siedlungen in Wolsdorf ausbauen, neue Bauernhöfe, um einen Teil Runstedts aufzunehmen, oder? Eines Tages, als er den Blick wieder einmal schweifen ließ, weit über die wüste zerklüftete Landschaft, über die tristen Tagebaugruben, die rauchenden Schornsteine, sah er, dass auch die alte Windmühle, die lange schon keine Flügel mehr gehabt hatte, verschwunden war. Er hatte sie geliebt, weil dort die kluge Eule ihren Posten bezogen hatte und ihm dadurch bei einem Aufenthalt in seinen Zweigen die spannendsten Neuigkeiten mitbrachte.

Im Eiz tobte wieder das Leben. Eine herrliche Lichtung parallel zur Straße. Mitten im Wald lag geborgen der Wolsdorfer Sportplatz. Was war da los, wenn die Schulklassen heranlärnten. Wenn sie um die Wette liefen, oder wenn Fußballspiele mit viel Trara der Zuschauer ausgetragen wurden. Leider machte ihm allmählich die Fernsicht zu schaffen. So genoss er die kleinen Freuden in nächster Nähe um so mehr. Ein kleines Mädchen mit langen Zöpfen. Sie kam oft ganz allein zum Rehteich. „*Mag sie nur nicht hineinfallen*“, dachte er beunruhigt, wenn sie sich weit vorbeugte, um die braunen Kolben zu sammeln. Dann lief sie fröhlich singend mit ihrer Beute im Arm den Umweg über das Feld bis zum Butterberg und am Wiesenrain entlang in die Siedlung. Dort erkannte er sie nicht mehr, aber er wusste, dass dieser Punkt seine kleine Zopfliese war. Manchmal brachte sie eine Freundin mit. Durch diese erfuhr er den Grund der weiten Wege. Die Kühe! Die Kinder mussten bei den Feldscheunen an Viehweiden vorbei.

Inzwischen gesichert mit elektrischen Zäunen. Aber das schien die Kühe nicht zu stören. Sie marschierten seelenruhig über die Bahnhofstraße. Und dieses Mädchen, das so mutig bis zu ihm in den Eiz lief, dieses mutige Mädchen hatte Angst! „*Was sind die Menschen widersprüchlich*“, dachte er. Ja die Menschen. Sie wussten tatsächlich nicht

recht, was sie wollten. Hatten sie bis jetzt den Wald nahezu geplündert, so war plötzlich der Wald geschützt. Holzsuchen war unter Strafe verboten — sie nannten es Diebstahl. Nicht dass sie etwas Besseres damit vorhatten. Nein! Sie ließen es an Ort und Stelle verrotten. Es musste bleiben, wo es aufgewachsen war. Seltsamerweise galt das nicht für die Bäume, die sie ins nahe Sägewerk brachten. Die durften gegen Geld den Wald verlassen. Ja die Menschen.

Auf einen strengen Winter folgte ein kalter Sommer. Unserem Baum wurde gar nicht richtig warm, er bebte und ächzte. Die Blätter wollten in diesem Jahr nicht kommen. Die dünnen Äste knarnten im Wind. Die jungen Bäume verhöhnten ihn, weil er alt und klapprig und zudem fast nackt war.

„Wartet nur“, sagte er, **„ihr werdet auch alt. Vielleicht holt euch auch vorher der Förster ... Das geht ganz schnell.“** Und ohne Bitterkeit setzte er hinzu: **„Ich habe euch jahrelang hier an der Wetterseite geschützt, damit ihr groß und stark werden konntet. Wenn ich nicht mehr bin, seid ihr jene, die in der ersten Reihe Wind und Wetter ausgesetzt sind. Dann werdet ihr an mich denken.“**

Da piepste ein zartes Stimmchen: **„Ich wärme dich“**, und ein winziger Efeu kroch an ihm hinauf.



Ein Lachen schallte durch den Eiz: **„Du Gernegroß! Angeber! Wenn du wenigstens Mumm in den Knochen hättest.“** Einer warnte den Baum boshaft: **„Pass auf! Er wird dich erwürgen!“**

Unser alter Baum beachtete ihn gar nicht. Ihm war plötzlich ganz warm geworden, so als wäre gerade die Sommersonne aufgegangen. Mit weicher Stimme wandte er sich an den Efeu: **„Komm nur, Kleiner! Umfasse mich mit deinen Fangarmen. Ich weiß, du wächst schneller als wir. Dein Laub wird mich bald beschützen.“** **„Und wenn ich dich tatsächlich erwürge?“**, das Stimmchen zitterte.

Der Baum lachte seit langem mal wieder sein gutes altes Lachen. **„Davor fürchte ich mich**

nicht. Sterben gehört zum Leben. Und in den Armen eines Freundes zu sterben ist ein Geschenk.“ Die anderen hatten belustigt zugehört. Nun spotteten sie: **„Ein Freund! Der nutzt dich nur aus! Und du bist so dumm und merkst es nicht.“** Der Efeu sah fragend von einem zum anderen. Und als der Baum nichts sagte, ihn nur freundlich ansah, begann er seine Kletterpartie. Als er dem Baum endlich so nahe war, dass er die leisesten Töne verstehen konnte, flüsterte der Alte ihm zu: **„Freundschaft ist ein Geben und Nehmen. Ich gebe dir Halt und du gibst mir Wärme. Das verbindet einander.“**

Glücklich schlang der Efeu seine Arme um den dicken Stamm, immerzu, immer wieder. Und so wuchs er höher und höher, wurde dichter und dichter. Leise säuselte er im Wind und der alte Baum träumte diese wunderbaren Melodien, die einst durch sein Blätterdach zogen. Er wurde stiller und stiller, aber er war es zufrieden - Jahr für Jahr mit dem Freund, der auch irgendwann in die Jahre kam. Es waren kleine Stämmchen, die den dicken Saftlosen umschlossen. Sie waren untrennbar ineinandergewachsen.

Ein Kind kommt den Waldrand entlang. Gerade sagt der Vater: **„Hier soll früher ein Teich gewesen sein. Mama hat erwähnt, dass sie an diesem Rechteich im Herbst die braunen dicken Schilfkolben gesammelt hat. Und dort steht der Baum, von dem sie erzählt hat...“**

Das Kind läuft zielstrebig dem Baum entgegen, es bleibt stehen und legt den Kopf in den Nacken. Der Alte hebt müde die Lider und blinzelt hinunter. Das sieht ja aus wie seine kleine Zopfliese! Aber nein, es ist ein Junge mit glatten hellen Haaren. Für einen kurzen Moment treffen sich ihre Blicke. **„Er hat mich angeschaut. Er hat mich richtig angeschaut!“**, hört er das Kind sagen. Der Vater lächelt nachsichtig. **„Ja, ja“**, nickt er, **„die Fantasie hast du von deiner Mutter!“**

Der Junge kämpft sich durch das Unterholz. Die kleinen Hände polken an den Ranken, streichen über die Borke. **„Papa, wer ist denn jetzt der Efeu?“**, fragt er interessiert. **„Das kann man nicht mehr unterscheiden. Sie sind eins geworden“**, sagte der Vater verwundert.

Da erzählt der Alte leise, sehr leise seinem Efeu, was ihm das verwitterte Herz in seiner Rinde bedeutet.

Er erzählt von der jungen Liebe, an die er in den letzten Jahren so viel denken musste, die er sich gewünscht hatte, bis in seine Träume hinein. **„Und nun, auf meine alten Tage“**, schließt er, indem er sich froh in die warmen Arme des Efeus schmiegt, **„habe ich diese doch noch gefunden, diese besondere, diese eine große Liebe.“**

Karin Bottke

Hötensleben – Grenze zwischen Niedersachsen und Sachsen – Anhalt

Teil 2 – Schlacht der Sachsen gegen die Thüringer im Jahr 531



Der Zustand des auch noch heute häufiger von Überschwemmungen heimgesuchten, 45 km langen Großen Bruches zwischen Oschersleben und Hornburg erinnert an den ursprünglichen Zustand im Mittelalter, als es für undurchdringlich galt. **Foto: Volker Linne**

Fortsetzung und letzter Teil meines Artikels aus der Hauszeitung Nr. 12

Im Süden hatte Thüringen einen mächtigen Partner, Theoderich den Großen, König der Ostgoten. Theoderich hatte die Thüringer in seine Kämpfe mit den Franken in Mainfranken eingebunden.

Der älteste bekannte König der Thüringer war Bisinus, seine Tochter Radegunde war mit dem Langobardenkönig Wacho verheiratet. Gefolgt wurde Bisinus von seinen 3 Söhnen Baderich, Berthar und Irminfried. Irminfried heiratete Amalaberga, eine Nichte Theoderichs. Auf Anstiftung Amalabergas soll die Ermordung Berthars erfolgt sein.

Kurz darauf schloss Irminfried mit dem König der Franken, Theoderich, einen Pakt, der sich gegen seinen Bruder Baderich richtete. Baderich fiel in offener Feldschlacht. Irminfried hielt jedoch die vereinbarten Abreden, es ging um Gebietsabtretungen an die Franken, nicht ein.

Die Franken gingen jetzt ein Bündnis mit den Sachsen ein, das sich gegen Thüringen richtete. Den Franken und den Sachsen war der Expansionsdrang der Thüringer nach Westen bzw. nach Norden schon lange ein Dorn im Auge. Die vereinte Heeresmacht zog vom Westen durch das hessische Bergland Richtung Eisenach. Diese erste Schlacht brachte trotz großer Verluste auf beiden Seiten, bei Runnibergum (Burg Runneberg, Weißensee) keine Entscheidung. Im Jahr 531 kam es zur Entscheidungsschlacht auf der Schöninger Flur bis zum Großen Bruch.

Forscher haben zu allen Zeiten sich auf den " Propagandaminister " der Franken, Gregor von Tours berufen und Burgscheidungen an der Unstrut als Schlachtfeld definiert.

Verschiedene Argumente sprechen dagegen, dass **Burgscheidungen** der Ort der Schlacht von 531 war.

1. Erst Mitte des 10. Jahrhunderts wird der Ort bei Widukind von Corvey angeführt.

2. Keine wissenschaftliche Grabung hat auch nur einen Ansatz für eine Schlacht bei Burgscheidungen gefunden.

3. Bei Burgscheidungen hat die **Unstrut** ein ausgeprägtes Flussbett, das durch geografische Gegebenheiten auch vor 1500 Jahren nicht anders war. Gregor von Tours schreibt, dass das Flussbett voller Leichen der Thüringer war, sodass die Franken über die Erschlagenen das andere Ufer erreichen konnten. **Bei der Fließgeschwindigkeit der Unstrut kaum denkbar.**

4. Alle haben Gregor von Tours nicht richtig übersetzt oder haben immer wieder vom Vorgänger abgeschrieben.

Bei Gregor von Tours heißt der Fluss **Onestrudis**. Er meint damit eigentlich, übertragen, „wo sie sich durch sumpfigen Urwald hinzog“. Denn „**strut**“ bedeutet sumpfiges Gehölz. „**Un**“ ist ein Synonym, das positive Begriffe in Negative verwandelt, bzw. schon Negatives noch verstärkt. Beispiele sind zahllos, wie: unanständig, unbarmherzig, Unachtsamkeit, Unsitte, Unfrieden, Unbekannte, Unduldsamkeit, unbesiegt, undankbar, unentschieden etc.

Bei Unstrut verstärkt „un“ den schon negativen Begriff des sumpfigen Gehölzes. Ähnlich ist „ungeheuer“. Nicht ganz geheuer ist schon negativ, aber ungeheuer verstärkt noch den negativen Begriff.

Der Beweis für Schöningen als Ort der Schlacht

1. Das vorgenannte Gelände hat sich auch am **Fährturn**, bis zur Wiedereinigung unmittelbar vor der Grenze bei Hötenleben auf BRD-Gebiet gelegen, seit 1500 Jahren kaum verändert.

2. Scidingi gilt allgemein als Schauplatz des Endkampfes der Franken-Sachsen mit den Thüringern. An dieser Stelle seien alle alten Namen für Schöningen angeführt:

Scahaningi (748), Skahningi (815), Scahningi (784), Scahningi (815), Scieninge (994), Scininge (995)

Dieser nur kleine Auszug aus den vielen Namen für Schöningen zeigt, wie gut in diese Reihe die Schreibweise von 995 passt. Ungefähr in der Zeit als Gregor von Tours seinen Bericht schrieb.

3. Den entscheidenden Hinweis gibt aber der Schöninger Stadtschreiber Adamium Viebingium anno 1652: *"Dem sey nun wie ihm wolle, so ist doch wahrhaftig und gewiß, daß vor diesem und noch für kürzem Jahren, wenn alhier in der Statt (Schöningen) gebawet und Keller außgeräumet, zum oftherin große Menschen Knochen und Schienenbeine nebst unterschiedlichen stücken von Harnichen außgegraben, daß also ungezweifelt die Ungarn alhier geschlagen wurden."*

Viebingium ist in allen seinen Aussagen authentisch, alle seine Niederschriften über Schöningen sind überprüfbar.

Schwierig ist es, den bzw. die Ursprungsnamen von Schöningen zu deuten. Vielleicht kommt hier Gregor von Tours zu Hilfe.

Er schreibt: *"Als die Franken nun heranzogen, stellten die Thüringer ihnen eine Falle. Auf dem Felde nämlich, wo der Kampf entschieden werden mußte, gruben sie Löcher, deren Öffnungen wurden mit dichtem Rasen bedeckt, so daß es wie eine ebene Fläche zu sein schien. In diese Löcher nun stürzten viele der fränkischen Reiter, als es zum Kampf kam, und wurden stark behindert; nachdem man aber die List gemerkt hatte, fing man an, achtsam zu sein. Als die Thüringer sahen, daß sie großen Verlust erlitten hatten, wandten sie, da auch ihr König Hermenefred schon die Flucht ergriffen hatte, den Franken den Rücken und kamen bis zum Fluß **Onestrudis**. Dort wurden so viele Thüringer niedergemacht, daß das Bett des Flusses von der Masse der Leichname zugeädämmt wurde, und die Franken über sie, wie über eine Brücke, auf das jenseitige Ufer zogen."*

Hier wird die Sache mit der List interessant. Erstmals ist hier von einem Feld die Rede, in das man Fallgruben graben konnte. Im Französischen steht das Wort „scandale“ für Ärgernis, für Anstoß (etwas worüber man straucheln kann). Die Endung ing, eng,

für Wiese, Grasau hat Karl Rose ganz richtig gedeutet. Sodass man doch zu dem Schluss kommen muss, dass die Wiese ein großes Ärgernis für die Franken war. Die Franken nehmen nach der Schlacht den ganzen Nordthüringengau in Besitz. Durch den Abzug der Warnen und Angeln in das südliche Thüringen werden große Gebiete frei, sodass es den Franken leicht fällt, ihren Bündnispartnern, den Sachsen, Land zwischen Harz und Elm zuzuweisen. Die Oberherrschaft verbleibt allerdings bei den Franken.

217 Jahre später macht die Furt bei Schöningen wieder von sich reden. 748 zog der Frankenkönig Pippin von Osten kommend durch das Große Bruch nach Schöningen, wo er an der Missau lagerte. Griffo der Halbbruder von Pippin hatte sich mit den aufständischen Sachsen zusammengetan und lagerte in Ohrum an der O(c)ker. Um diesen Teil nicht zu erweitern, sei auf den Artikel „Die Elmsburg“, die Hohseoburg, in unserer Ausgabe Nr. 7 verwiesen.

1251 wird erstmals die Burg Hötenleben urkundlich im Besitz eines Jordanus von Hötenleben erwähnt. Sie ist, wie schon erwähnt, mit Sicherheit viel älter,

denn sie bildete das Gegenstück zum Fährturn, der, als er im Besitz der Stadt Braunschweig war, auch erst in dieser Zeit als fester Turm mit Bewachungsmannschaft erwähnt wurde. 1434 gibt es eine Cämmereirechnung der Stadt Braunschweig, in der als Ausgabe der Betrag von 8 Schillingen und 5 Pfennige *"für unse Heren to Scheninge, dose redder by dem nien torne"* vermerkt ist. Ab 1583 ist der Fährturn im Eigentum der Stadt Schöningen. Es wird vermerkt, *"daß zum "Vörderturn" noch ein Gasthaus, die Zollstelle und die Poststation, wo auch Pferde gewechselt werden konnten, gehörte. Es war die Zeit, als es laufend zu Grenzstreitigkeiten kam. So wurde ein Einwohner aus Hötenleben verhaftet, weil er Bier aus dem Gasthof am Turm holen wollte. Er wurde nach Schöningen überstellt."*

Der Stadtschreiber Adamium Viebingiumer schreibt 1654: *"Negst der Aue an der Föhre steht ein aufgemauerter Turm, woran das alte Fürstl. Braunschw. Wappen in Stein gehauen, dessen Spitze Anno 1625 Hauptmann Hagen abbrennen lassen, wird der Föhrturm genannt. Er gehört E. E. Rat und gemeiner Stadt (Schöningen) und hat E.E. Rat negst dabei ein Wohnhaus und freie Schenke, worinnen sie einen Föhrmann halten, welcher beeedigt wird, daß er fleißig Achtung auf die Föhre geben und wann etwas in Grenzsachen vorfällt, alsobald und ungesäumt anzeigen muß".*

Viebingiumer meint mit der abgebrannten Spitze natürlich das Turmdach. Hauptmann Hagen war der



Führer Wallensteinischer Truppen, die im 30-jährigen Krieg in das Halberstädtische Gebiet eingedrungen waren, von dort ins Magdeburgische Land schweiften und dabei auch die Gegend des Fährturms heimsuchten.

Im " Liber Memorandum " heißt es: *Der Föhrturn nebst der dabei gelegenen Wohnung und dem Teiche gehören immediate E. E. Rath erb- und eigentümlich zu und ist solcher, des Raths Föhrturn, ein absonderlicher Ort, welcher mit andern per sub et obreptionen ausgebrachten Krügen und Schenken, im geringsten nichts zu tun, auch unter keinen Dorfschaften und Bauermeistern mit inbegriffen, sondern es hat der E. E. Rath von undenklichen Jahren hero die Freiheit, fremde und eingebrauene Biere, ohne einige Accife, in demselben auszuschenken, einen Föhrmann um jährliche Pension darein zusetzen, auch eine Pfandemann zu halten, welche beide respective auf die Grenze und Excessus, sobei den Föhrturn vorgehen, fleißig Achtung geben und dieselben sowohl E.E. Rath als dem Fürstl. Amt anzeigen müssen.*

Es geht dann weiter, wie mit Unruhestiftern umzugehen ist, bis zur Übergabe von Straftätern an den Vogt des Fürstlichen Amtes. Hier hielt der Föhrturn Halseisen vor. Die Verpflichtungen des Föhrmann wurden in einer Akte von 1672 festgehalten: *„Er hat dafür Sorge zu tragen, daß der Weg vom Schlagbaum bis zur Aue in guten Stand gebracht und erhalten wird. Den Reisenden muß er helfen, daß sie zur Winterzeit und bei auflaufendem Wasser Hilfe erhalten, um möglich durch die Furt in der Aue zu kommen. Weiter muß er jährlich zwei fette Gänse und zwei fette Hühner sowie zwei bis drei Gerichte guter Fische in das Schloß liefern und von jeder Ratsperson, wozu auch der Stadtschreiber gerechnet wird, jährlich zwei Stück Vieh auf der Weide zu nehmen und zu hüten.“*

1657 wird der erste Pächter des Fährturms genannt. Es ist **Hans Weihe aus Söllingen**. 1662 wird Bertoldt Zwelchmeyer Pächter. Weiteren Pächter waren:

Balthasar Tripp 1672 - 1678
Heinrich Vasel 1678 - 1681
Andreas Meyer 1681 - 1684
Johann Drake 1684-1687
Nicolaus Dümeke 1691-1694
Lorenz Schröder 1694 - 1704
Lüder Sieverling 1704 - 1712
Franz Füllekruse 1712 - 1713
Conrad Kniep 1713 - 1727
Georg Reihewald 1727 - 1730
Fried.Heike 1730 - 1748
Joh. Himmel 1748 - 1753
Joh. Crone 1753 - 1754
Joh. Hertel 1754 - 1763
Ludwig Bosse 1763 - 1768
Christoph Vasel 1768 - 1789
Sigesmund Heuer 1789 - 1826
August Heyer 1826 - 1845
Heinrich Ruhe 1845 - 1861
Andreas Heyer 1861 - 1887

1878 wurde von Andreas Christoph Heyer ein neues massives Haus gebaut, in welchen vom 01. 10. 1878 bis 30. 11. 1893 das preußische Postamt des Dorfes Hötenleben untergebracht war. Heyer unterhielt eine

Postwagenverbindung nach Schöningen, die bis zu dreimal täglich fuhr.

In den letzten Jahren vor der Grenzschießung war am Sonntag der Tanz im Fährturn ein beliebtes Freizeitvergnügen der jungen Leute aus Schöningen und Hötenleben.

Leider ist nicht nachvollziehbar, wie viele Menschen und Gruppen vor der Grenzöffnung die Grenzanlagen beim Fährturn aufgesucht haben. Natürlich versteht sich das nur für Besucher aus dem Westen. Für Bürger aus der DDR war es sowieso unmöglich, die Grenze aufzusuchen und zu besichtigen.

Ein Besuch kann aus eigener Anschauung hier wieder gegeben werden: Auf einer Vorstandssitzung der RCW (Altherrenschaft einer Burschenverbindung, in Holzminden beheimatet) wurde auf Vorschlag von Brigitte Mölle, der Ehefrau des Bundesbruders Gustav Mölle, beide aus Schöningen, die Stadt Schöningen und die Grenze am Fährturn aufzusuchen angenommen.

Der Termin wurde die sogenannte Herbstfahrt im Jahr 1989 auf den 22. bis 24. September festgelegt. Keiner ahnte, dass in wenigen Wochen die Grenze geöffnet werden sollte.

Aus dem Bericht der damaligen Herbstfahrt der Originaltext: "Zunächst ging es an die Grenze bei Hötenleben. Ein Bus machte einen Abstecher über den Bauhof der Firma Mölle-Bau, um eine Ladung Piccolo aufzunehmen. An der Grenze wurden alle von einem Zollbeamten, Herrn Prehn, in Empfang genommen, der in anschaulicher Weise die Befestigungsanlagen an und hinter der Mauer erläuterte. Wie man hörte, haben selbst Baufachleute aus der benachbarten Stadt in der DDR nicht gewusst, wie es wirklich an der Grenze aussah. Verständlich es durfte niemand in das Sperrgebiet einreisen."

Tief beeindruckt ging die Corona dann zu den Bussen zurück, nicht ohne vorher dem Zollbeamten versprochen zu haben, ihm Visitenkarten zur Verfügung zu stellen. Einige, die ihre Karten bei sich trugen, hatten ihm bereits geholfen, seine Sammlung zu vervollständigen.

Quellen:

Langenscheidts Großwörterbuch, Französisch - Deutsch-Sachs-Viilatte
Börde, Bode und Lappwald Heimatschrift 1993/ 1994 Fährturngeschichten, Reinhard Klar
Der Fährturn zwischen Hötenleben und Schöningen, Karl Rose / Heimatbuch der Stadt Schöningen 2. Teil, Karl Rose 1938, Seiten 143 - 149
Landkreis Helmstedt, Kreisbuch 2011, Blick in die Vergangenheit, Seite 208, Rolf Owczarski
Vernissage Nr. 8, Die Franken, Wegbereiter Europas
Geschichte Schöningens z. Z. des Dreißigjährigen Krieges von Adamus Viebingus, Ldkr. Helmstedt
Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Provinz Sachsen – Anhalt, Alfred Kröner Verlag
Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Hermann Kleinau / Deutsches Namen-Lexikon, Hans Bahlow.
Erbregister des Amtes Schöningen von 1570
Festgabe der XX. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte, Braunschweig 1858, Gebr. Meyer
Vorgeschichte des Magdeburger Landes Nr. 12
Die große Weltgeschichte, Weltbild-Verlag

Hans-Peter Roppel

„Oppstahn!“

Wat mick dit Wort inn en Kopp inneschreem is. –

„**Oppstahn!**“ – Ein von de ersten Befehle, dä ick elehrt harre. Dunnemals as Kind, as ick um Klocke sesse oppstahn mosste, um um sebbene midden Zuch na de Schaule fäuhern tau können.

As um dä Tagedstiet use Vader all in Stall was, um dä Diere tau vasorjen un wi Kinner as Eerste use Frühstücke ejetten hett. Dä anneren äten eerst, wenn se um halbich sebbene dän Stall fertich un de Käuh emolken harren.

„**Oppstahn!**“ – Dat jilt hüte ook noch forr use Zwillinge, wenn se fräh umme halbich achte na de Schaule mött, diweil de Oppa sick noch mal in Bedde ummedreihet. Mott dat forr dä lüttjen Würmer sau fräh sien?

„**Aufstehen!**“ dunderde de UvD (= Unteroffizier vom Dienst) mid siene Trillerpiepe um Klocke sesse dorch dä stillen Flure von de Kaserne, as ick bien Barras was. Un slachartig kamm Leeben in dat Hus. Wi junken Keerls loopen in Slaaptüchs ower de Flure oppen Pott or innen Waschrूम. Dä Duschen wörren meist tau wiet wech. Dat härre man nich eschaffet bett taun Anträhn taun Frühstücken.

„**Oppstahn!**“ klingele mick später ook um Klocke sesse dä Wecker ut en Slaap, wenn ick naen Dienst mosste. Mott dat denne sau fräh sien? –

Annere komet doch ook später? – Wi harren doch Gleittiet!

– Aber „Morjenstund hat Gold in Mund“ sejjet dä Lü. Un wenn en fräh na de Arbeit geiht, kann en ook fräh wedder na Huse komen un hat denne ook noch wat von de Familie.

Wenn uns ook use Schaulmester mal biebrocht hat, dat dä, dä morjens vorr Klocke neine opp de Strate sünd, taun Proletariat jehört, et sie denne, sei komet von ne Fier na Hus.

„**Noch nich oppstahn, aber Fieber mäten un Blautdruck!**“ wörren lange Jahre dä Weckwöre Klocke veiere, halbich fiebe von'e Nachtwester in Krankenhuse. Dat is hüde awer woll nich mehr. Hüde recket et, wenn en dä Mäterie irjentwann an Morjen maket.

Eijentlich solle man ja in Krankenhaus enauch Tiet hebben.

Un „**Schatz, nu dörste lüttich opstahn**“ secht hüde um Klocke achte dä Rentier, dä an düssen Dach dat Frühstücke maken däh, leiwefull tau sienen Partner, wenn hei dän eersten Tee an't Bedde bringen deiht.

„**Or wutt du hüte in'n Bedde frühstücken?**“

Eine Vatelje von **Friedel Langenheim**

Das Braunschweiger Land liegt inmitten von Ostfalen, dem östlichen Teil des alten Sachsen. Ostfälisches Platt wird jedoch nur noch von wenigen, meist älteren Menschen gesprochen. Engagierte Gruppen bemühen sich um den Erhalt der Mundart. Friedel Langenheim war ein engagierter Mitstreiter für deren Fortbestand.



Zeichnung: Birgit Mewes

Fräh oppstahn is de erste Schritt in de vorkehrte Richtunge.

Impressum

Der Tetzelsstein

Auflage: 4.000 Stück

Herausgeber

Thomas Heldt
38154 Tetzelsstein
Telefon 05332 - 1369
Telefax 05332 - 947 846
Steuernummer 51/117/05496

Druckerei

Michael Grunenberg
Groß Vahlberger Str. 2a
38170 Schöppenstedt
Telefon 05332 - 9689-0
Telefax 05332 - 3454

Redaktion

(Zusammenstellung und Gestaltung)
Jürgen Mewes
Küblinger Ring 17
38170 Schöppenstedt
Telefon 05332 - 946 234
E-Mail: jm.mewes@t-online.de

Anzeigen

Anzeigen in unserer Hauszeitung sind preiswert und langfristig werbewirksam.

Anfragen an Herrn Heldt,
Telefon 05332 - 1369

Altenauquell- und Oberlauf am Südelm, ein besonders geschützter Biotop



Zu den vom Niedersächsischen Landesverwaltungsamt kartierten, für den Naturschutz besonders wertvollen Gebieten, zählt auch der Quell- und Oberlauf der Altenau bis in die Ortslage von Eitzum. Oberhalb von Eitzum im Elmwald befinden sie sich, die weitverzweigten Quellen der Altenau, die einmal mehr und einmal weniger Wasser zutage bringen. Während niederschlagsreicher Zeiten entwickeln sich im Quellbereich regelrechte kleine Wildbäche mit hoher Wasserführung.

Die Schöppenstedter Landschaft zeigt nur noch wenige Fließgewässer, die ihren Lauf selbst bestimmen. Erst um 1950 begann der Mensch, die Altenau unterhalb von Schöppenstedt in eine „Zwangsjacke“ zu stecken. Sie wurde begradigt und kanalisiert. Damit wurde gleichzeitig der Bewuchs bis auf wenige noch vorhandene Reste vernichtet. Die Altenau wurde in vielen Bereichen geradezu ein Abwasserkanal.

Vom ursprünglichen Reichtum eines natürlichen Fließgewässers haben sich nur unbedeutende Reste halten können. Am Oberlauf wurde der Bachlauf der Altenau von Korrekturen, einer sogenannten Unterhaltung, nicht verschont. Im letzten Moment konnte ich diesen Unterhaltungsmaßnahmen, die einem Ausbau gleichkamen, Einhalt gebieten. Heute lässt man den Oberlauf im ursprünglichen Zustand.

Der ministerielle Runderlass von 1973 des Niedersächsischen Ministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten legt eine Berücksichtigung von Natur- und Landschaftsschutz bei wasserbaulichen Maßnahmen fest. Daraus ist zu entnehmen, dass grundsätzlich anzustreben ist, dass die Oberläufe und Quellgebiete naturnaher kleiner Fließgewässer nicht oder nur schonend unterhalten werden dürfen. Die Bedeutung des Gewässers als Bestandteil der Landschaft, der natürlichen Umwelt sowie als Lebensstätte von Fischen und an diesen Lebensraum gebundenen Tier- und Pflanzenarten ist zu berücksichtigen.

Die Altenau ist ein besonderes Juwel im Landschaftsschutzgebiet Elm mit der angrenzenden natürlichen bis naturnahen Strukturvielfalt am Bachlauf der Altenau. Der Quell- und Oberlauf der Altenau wird von Bäumen und Sträuchern gesäumt, die direkt am Wasserlauf wachsen. Dominierend ist die Schwarzerle, die mit ihrem Wurzelwerk bis tief unter die Gewässersohle vordringt.

Der bachbegleitende Bewuchs - Bäume, Büsche und Sträucher - tritt deutlich in der Ackerbaulandschaft hervor. Für zahlreiche Tierarten ist das Randgebiet des Gewässers Nahrungsgebiet, aber auch Schutz- und Lebensraum. Der fast geschlossene Gehölzsaum ist Pufferzone zu den am Bach angrenzenden Grundstücken. Er verhindert

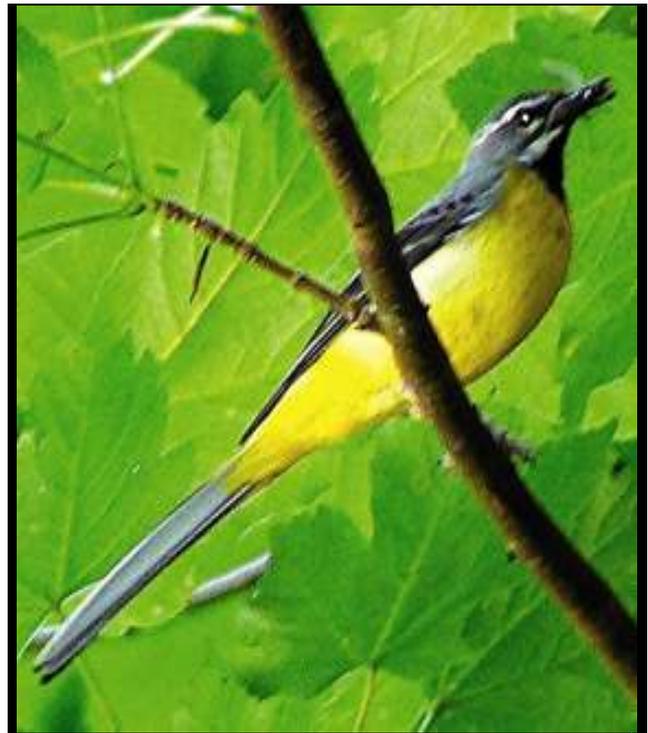
durch seine Beschattung des Gewässers die Verkräutung sowie die Erwärmung des Gewässers und erhöht dadurch dessen Selbstreinigungskraft. Insbesondere die Fische, u. a. die Bachforelle, profitieren von den Insekten, die von den Bäumen und Sträuchern ins Wasser fallen.

Die Altenau ist ein bedeutendes Kleingewässer und stellt für zahlreiche in ihrem Bestand gefährdete Wirbeltiere, wie Vögel, Säugetiere, Amphibien, Reptilien und Fische sowie wirbellose Arten, einen wertvollen Lebensraum dar.

Es kommen hier zahlreiche Vogelarten vor, wie im Heft „Der Tetzelsstein“ Frühjahr 2013 / Nr. 12 beschrieben, vor.

Insbesondere aber brütet in direkter Nähe der Altenau-Quellen im hohen Buchenwald der **Rotmilan**, der auf der Roten Liste der im Bestand gefährdeten Vogelarten aufgeführt ist. Zur Zugzeit rasten in den bachbegleitenden Erlen zahlreiche **Erlenzeisige**, die sich intensiv an den Samen der Erlen laben.

In der Ortslage von Eitzum kommt sogar die **Gebirgsstelze** vor, die unter Brücken und deren Hohlräume an der Altenau brütet. Mit etwas Glück sind der Fuchs und das **Hermelin** sowie Damm- und Rehwild auf den Weideflächen zu beobachten. Etwas ganz Besonderes ist es, in der Dämmerung im Wald den **Dachs** zu beobachten.



Gebirgsstelze



Hermelin



Rotmilan



Erlenzeisig



Dachs

Durch Auffüllung, Entwässerung, Begradigung und andere menschliche Eingriffe sind in den letzten Jahrzehnten zahlreiche naturnahe Kleingewässer aus der Landschaft verschwunden oder schwer

Altenau wegen großer Naturnähe besonders geschützt



Den besonderen Biotopschutz erfüllt die Quelle im Elm bis hinein in die Ortslage von Eitzum, denn sie zeigt sich in einem hohen Maß an Naturnähe – so heißt es in einer Erläuterung der Kreisverwaltung. Im Wald fließe die Altenau als kleiner Bach völlig unbegradigt in ihrem natürlichen Gewässerbett. Zum Teil nehme sie einen stark gewundenen Verlauf mit reicher, krautiger Ufervegetation und überhängendem Totholz, das die Strukturvielfalt am und im Gewässer erhöhe. Ein typischer Auwald sei zum Teil vorhanden. Auf kiesiger Gewässersohle verlasse die Altenau beim Naturfreundehaus den Wald und fließe - von hier aus zum Teil begradigt - von Bäumen und Büschen gesäumt, entlang von Wiesen und Äckern bis nach Eitzum. Innerhalb des Ortes gebe es ebenfalls noch unbe-

geschädigt worden. Aus diesem Grunde benötigen die verbliebenen letzten Gewässer einen verstärkten Schutz, um die Artenvielfalt von Pflanzen und Tieren sowie deren Gemeinschaften zu erhalten und einen leistungsfähigen Naturhaushalt zu sichern.

Generell sollten alle Kleingewässer per Naturschutzverordnung geschützt werden. Zusätzlich ist es erforderlich, eine Verordnung zum Schutz von Kleingewässern - wie in einigen Landkreisen geschehen - zu erlassen. Für den Quell- und Oberlauf der Altenau wurde schon früh von der Ortsgruppe Schöppenstedt des Deutschen Bund für Vogelschutz (heute NABU) ein Antrag auf Ausweisung als Naturschutzgebiet gestellt.

Bereits 1984 wurde in der Roten Mappe des Niedersächsischen Heimatbundes auf den Wert und die Bedeutung sowie auf die Schutzwürdigkeit der Altenau hingewiesen. Das Niedersächsische Landesverwaltungsamt bekräftigte die Schutzwürdigkeit dieses noch natürlichen Bachabschnittes am Oberlauf.

So sollte der Bachlauf noch 1984 als Naturschutzgebiet ausgewiesen werden – es geschah jedoch nichts. Erst am 13. September 2000 wurde endlich der Quell- und Oberlauf der Altenau mit angrenzendem Auwald und **Feuchtwiesen** (Foto rechts) nach § 28a NNatG und nach aktuellem § 14 Abs. 9) des Niedersächsischen Ausführungsgesetz zum Bundesnaturschutzgesetz (NAG-BNatSchG) als gesetzlich geschützter Biotop ausgewiesen. Und zwar von der Quelle im Elm bis hinein in die Ortslage von Eitzum.



gradigte, strukturreiche Abschnitte mit unterschiedlichen Strömungsverhältnissen. Der Naturfreund kann hier sogar Bachforellen entdecken, die ein Gradmesser für die Wassergüte sind. Im Kreis Wolfenbüttel gebe es kaum weitere Beispiele für derart naturnahe Fließgewässer innerhalb von Ortslagen. Aufgrund dieser seltenen Naturnähe erfüllt die Altenau bis nach Eitzum hinein die Kriterien für einen besonderen Schutz nach dem Niedersächsischen Naturschutzgesetz. Ein über 18 Jahre langer Einsatz für den Schutz und die Erhaltung der Altenau hat sein Ziel erreicht!

Rolf Jürgens

Osterausflug in die DDR im Jahr 1978

Die DDR kannten wir nur aus dem Fernsehen oder durch den Besuch der nicht weit von Braunschweig entfernten Grenzanlagen. Ein unvergessliches Erlebnis war für uns beim Blaubeerenpflücken die Beobachtung des mitten im Wald, unterhalb des Brockens, in einer Senke befindlichen Grenzbereiches. Von einer Anhöhe konnten wir der Sicherheit wegen aus respektabler Entfernung die freigeschlagenen Grenzbefestigungen mit ihren Zäunen, Todesstreifen und Laufleinen für die Hunde beobachten.

Es herrschte eine unheimliche Stille. Nur aus der Ferne hörten wir Hundegebell. Und für kurze Zeit auch das Fahrgeräusch der für militärische Zwecke genutzten Brockenbahn. Wir fühlten uns beobachtet. Und wurden es auch. Die Sonne spiegelte sich in den Gläsern der Ferngläser. Wir hatten das Gefühl, die Befestigungsmauer eines Zuchthauses vor uns zu haben. Nach ca. 30 Minuten verließen wir geräuschlos dieses Tal des Schreckens.

Mit diesem mulmigen Gefühl im Hinterkopf besuchten wir zum Osterfest 1978 für die Dauer einer Woche Verwandte in einer kleinen Stadt Sachsen-Anhalts, in der Nähe des Harzes. Bepackt mit Süßigkeiten für die Kinder und kleinen Geschenken für die Erwachsenen ging unsere Fahrt Richtung Grenze, Richtung Marienborn. Die Grenzkontrolle war schon der erste beklemmende Eindruck, den wir über das nahe, aber doch so ferne Land gewannen. Grimmige, uniformierte Frauen nahmen uns die Pässe ab und legten diese auf ein Förderband. Unter den belauernden Blicken der Damen warteten wir auf unser Urteil: "Schuldig oder Unschuldig?" Kurz, wir durften einreisen.

Die zuvor geltende Anordnung, nur eine bestimmte Fahrtroute zu nehmen, war inzwischen aufgehoben. Nun galt es auf der Autobahn strikt die Geschwindigkeitsbeschränkung von 100 km/h einzuhalten. Versteckt hinter Brücken lauerte Polizei, um bei deren Überschreitung sofort eingreifen zu können und saftige Bußgelder in West-DM zu kassieren. Kurz vor der Abfahrt nach Magdeburg suchten wir noch einen Inter-shop-Laden auf, um dort verbilligte Westwaren für unsere Verwandtschaft zu kaufen.

Magdeburg hieß zu dieser Zeit nur noch „Magde“, denn der restliche Teil des Ortsschildes mit der „burg“ lag im Graben.

Nachgestellte Collage



Über holprige Straßen ging es in Richtung der kleinen Stadt. Unsere Geschwindigkeit war aus Angst, unser Auto könnte sich in seine Bestandteile auflösen, nur mäßig. Mutige Trabifahrer vertrauten dagegen der Kunst ihrer Autobauer und überholten uns in Massen und durchpflügten die Schlaglöcher.

Schließlich erreichten wir unser Ziel. Zuvor wollten wir zu Begrüßung noch Blumen kaufen. Schon von Ferne machten wir aufgrund der herrlichen Ausstattung ein Blumengeschäft aus. Aber die Nähe brachte uns in die DDR zurück. Der Laden war überfüllt mit Kunst-

blumen. So kamen wir also ohne Blumen zu Tante, Onkel und den Kindern.

Nach anfänglichem, vorsichtigem Abtasten ("Wie geht es denn so?") verlebten wir im Haus der Familie ein paar schöne Tage.

Aber schon am späten Nachmittag des Tages unserer Ankunft drängte der Onkel, dass wir uns an der örtlichen Behörde melden müssten, denn sonst könnte es Schwierigkeiten geben. Also taten wir das.

Der Ablauf war ähnlich wie an der Grenze. Nur ein Förderband gab es nicht.

In den nächsten Tagen besuchten wir deren schöne und geräumige Datscha. Bestaunten den Lada des älteren Sohnes, den ihm ein Onkel mit Westgeld irgendwie über Berlin besorgt hatte.

Wunderten uns über ein Fischgeschäft, dessen Auslage nur aus einer Fischdose bestand, die jedoch wegen Überalterung geplatzt war und deren Inhalt die Fliesen herabließ. Unser Onkel klärte uns über diesen Missstand auf: Laut Plan musste dieser Ort einen Fischladen einrichten, obwohl bekannt war, dass so gut wie nie ein Fisch das Städtchen erreichen würde. Schämten uns, dass es im Ort zwei Tankstellen gab. Eine für Ausländer, also auch für uns, an der wir als Einzige sofort bedient wurden. An der anderen, die direkt daneben lag, standen die Einheimischen in Schlangen mit ihren Trabis.

Waren überrascht, dass man meine Bestellung eines Orangensaftes nicht gleich verstand. ("Ach, Sie meinen einen "Juice"!") Zu diesem offenbar von den Amerikanern übernommenen Verhalten passte allerdings der Umstand, dass man sich im Lokal keinen Platz aussuchen konnte. "Folgen Sie bitte den Anweisungen des Personals." Auch dass man während der Mittagszeit dort nicht rauchen durfte. Die Raucher standen draußen vor der Tür, bis deren Frauen sie hereinriefen: "Karl, das Essen ist da!" Aber diese Regelung hat man jetzt nach Jahrzehnten auch bei uns übernommen. Freute und wunderte mich, dass der Onkel meine mit schwarzen Einschlüssen über-säte Kartoffeln gern annahm und mit Genuss verspeiste. Waren Kartoffeln so rar?

Erschreckte, dass Kinder sich anboten, auf unser Auto für ein Kaugummi den ganzen Tag aufpassen zu wollen.

Machte einen großen Fehler, dass ich in einem Park von einem DDR-Bürger alte Münzen gegen West-DM kaufte. blieb unbemerkt, hätte aber böse enden können.

Stellte fest, dass die meisten Jugendlichen "Ökonomen" waren.

Freute mich, dass wir bei einer Ausfahrt in den Ostharz einem kleinen Jungen unsere restlichen Oster-süßigkeiten in die Hände drücken konnten.

Wir hatten diese aus Scham gegenüber unseren Verwandten, als überhebliche Westler aufzutreten, nicht überreichen wollen. Sehe noch heute, wie dieser Junge uns anstarrte und dann glücklich nach Hause rannte. "Mutti, ich glaube, ich habe den Osterhasen gesehen!" Dieser Ausruf ist aber nicht verbürgt.

Wunderte mich, dass Straßen nur bis zur Hälfte neu geteert waren, dafür der Hof des nahen Bauernhofes aber gleichfalls eine neue Teerdecke hatte. Nachbarschaftshilfe.

Ärgerte mich, dass die Tür des Konsums gegenüber der Wohnung unserer Verwandten bei jeder Öffnung laut quietschte und uns frühmorgens aus dem Schlaf riss und keiner auf die Idee kam, diese zu ölen.

War überrascht, dass es am Hexentanzplatz bei Thale im Harz zwei Parkplätze gab. Einen für Ostler und einen für Westler. Wie bei den Tankstellen. Die Erklärung des Platzwartes: „Ja, das muss sein. Die Klauen hier sonst die Mercedessterne und die BMW-Radkappen!“.

Versuchte zum Abschluss unseres Besuches die restliche Ostmark umzusetzen, da sie die Verwandtschaft nicht nehmen wollte. Gelang mir bestens, durch Kauf eines Richter-Zirkelkastens und einiger preiswerter antiquarischer Fachbücher.

Lachte, als die wohlbeleibte Tante zweifelte, ob wir mit unserem West-PKW wohl den Anstieg zum Kyffhäuser schaffen würden.

Staunte, dass die DDRler sich in ihrem Land offensichtlich wohlfühlten. Es herrschte ein reger Tauschhandel. Fleisch gegen Kartoffeln, Obst und Gemüse, Kleidung gegen Ersatzteile für den Trabi. Bier und Schnaps für urige Feten in den Datschen gab es zu Genüge. Man schien zufrieden. Ob sie es wirklich waren, konnten wir nicht ergründen. Wir mochten aber auch nicht fragen.

Ich aber sehnte mich nach der Rückreise. Ich wusste, hier kannst Du nicht leben. Du bist zu verwöhnt. Schwor mir, nie wieder auf die vermeintlich schlechten Seiten des Westens zu schimpfen. Aber nach etwas zeitlichen Abstand habe ich (ungerechterweise?) den Schwur gebrochen. Die Rückfahrt verlief ähnlich wie die Hinfahrt. Abmeldung bei der Behörde. Schleichfahrt auf den Nebenstraßen. Trabis überholten. 100 km/h auf der Transitautobahn. Deren Zustand war aber auch auf diese Geschwindigkeit abgestimmt, denn er entsprach noch dem zu Hitlers Zeiten.

Grenze Marienborn. Auto wurde durchwühlt. Unser Zettel, auf dem die Dinge aufgeführt waren, die wir mitgenommen hatten (u. a. ein kleines Uraltregal), wurde sorgfältig kontrolliert. Die hintere Sitzbank unseres BMWs sollte angehoben werden, scheiterte aber an meinem Unwissen und an der Fertigkeit des Zollbeamten. Menschliche Züge kamen zutage: „Na, dann lassen Sie mal!“ Durchfahrt. Uns war es gut ergangen. Wir beobachteten, wie andere Fahrzeuge herausgewinkt wurden und die Insassen den gesamten Inhalt ihrer Autos auf einem Tisch ausbreiten mussten. Das konnte Stunden dauern.

Wir waren wieder im „Goldenen Westen“. Tief durchatmen. Nur weg. Endlich wieder Gas geben. Mit 180 (oder so) km/h ging es heimwärts. Ich fühlte mich wie nach Abbüßung einer Strafe aus dem Zuchthaus entlassen. Aber das war ungerecht. Wir wurden bestens und liebevoll umsorgt. Und beim Abschied flossen Tränen. Nein, wir waren nicht im Zuchthaus, wir waren nur in einer anderen, uns fremden Welt gewesen.

Jürgen Mewes

Editorial



Georg ist Krimigucker. Uns ist bekannt, dass er besonders an einem Sonntagabend nicht gestört werden darf. Dann ist Tatort-Zeit: Georg nuckelt an seiner Bierflasche, Mutter nippt am Rotwein und Sohnematz nimmt sich eine Handvoll Chips vom Teller. Tüte, wie im Kino, ist nicht gestattet, die knistert zu sehr.

Und so war, wie immer, am kommenden Montag statt des üblichen „Tachsön“ beim Hereinkommen zu unserem montäglichen Klönabend seine erste Frage: „Habt Ihr gestern den Tatort gesehen?“ Antworten war uns nicht möglich. „War mal wieder klasse, kam aus Münster, sind sowieso die Besten!“ Und dann wurde geschwärmt, dass die immer so lustig wären, dass die Leiche einen zerschmetterten Schädel hatte, der Pathologe Prof. Boerne wieder sorgfältig seziiert und Kommissar Thiel burschikos ermittelt hätten und die kleine Nadeshda wie immer gekonnt patzig war.

„Ja“, sagte Paul, „ohne Mord- und Totschlag vergeht fast kein Fernsehabend. Tiere töten fast ausschließlich zwecks Nahrungsaufnahme und des eigenen Überlebens willen. Menschen aus Wut, Gier und Neid.“

Wir Menschen benötigen den Tod unserer Spezies der Unterhaltung wegen. Sei es im Fernsehen oder Kino. Aber ein Krimi ohne die Ermordung eines Menschen ist es eben kein Krimi. Aber komisch, der Tod eines Tieres im Film ist fast immer ein Tabu. Die schießen uns die Tränen in die Augen.“

„Du hast recht“, ergänzte Willi, „auch die Tötung und Misshandlung von Tieren in Nachrichtensendungen rufen bei uns Empörung und Erschrecken hervor. Da wird schnell weggezappt. Zugegeben, bei der realen Tötung einzelner Menschen tun wir dieses auch. Aber nicht immer. Wenn 47 Menschen bei einem Anschlag in Syrien den Tod finden, wird dieses zumeist nur zur Kenntnis genommen.“

„Aber wehe es geht um den eigenen Tod. Der existiert für die Gesunden unter uns einfach nicht. Über das Wie, Wann und Warum wird nicht nachgedacht. Dass er irgendwann kommt, ist gewiss, aber so richtig daran glauben wollen wir nicht. Wir verdrängen es einfach“, fügte ich hinzu.

„Übrigens, da wir gerade über den Tod reden, ich habe vorhin erfahren, dass Gerd gestern jämmerlich an Leberkrebs gestorben ist. Er hat lange gelitten. Armer Kerl!“

Georg wurde ganz grau im Gesicht. „Der war zwei Jahre jünger als ich. Mit dem habe ich so manches Bier getrunken.“ Betroffenes Schweigen.

„Willst Du noch eins?“, fragte ich ihn und hatte schon das Glas in der Hand. „Nee, ich habe morgen eine Arzttermin. Ultraschall. Wegen meiner Leber. Und nächstes Mal reden wir lieber über Eintracht.“ Zahlte und ging.

Aber am nächsten Montag kam er wieder mit der Frage, ob wir gestern den Tatort gesehen hätten. Doch ich unterbrach ihn und fragte: „Was macht eigentlich Deine Leber?“ Georg murmelte nur: „Lasst uns lieber über Eintracht reden.“

Ihr Thomas Heldt

Eigentümer und Wirt der Waldgaststätte
Tetzelstein im Elm

Der Stöckheimer „Schwedendamm“: Seine Rolle(n) und Spuren (Teil 1)



Abb. 1: Der Ort des Geschehens: die Okerniederung zwischen "Stöckheim und Stöckheim". Der "Schwedendamm" (dunkelgrün gerahmtes Rechteck) befindet sich am Schnittpunkt zwischen Oker und der heutigen A395, gegenüber dem Lechlumer Holz ("Lechelholz").

Zum Verständnis der nachfolgenden Merian-Stiche hat diese Karte einen Kopfstand zu vollziehen, denn dort sind die Himmelsrichtungen vertauscht (Norden: oben; Westen rechts), sodass das Lechelholz am linken Rand zu finden ist. Dies kompliziert jede Beschreibung und führt zu gelegentlichen Verwechslungen von "Ost" und "West" – hoffentlich nicht auch in diesem Beitrag!

Unser Artikel wird im 2. Teil (Frühjahrsausgabe 2014) mit einem kleinen Rundgang durch die Region enden. Er beginnt dort in Groß Stöckheim ("unten links") und ist durch eine rote, gestrichelte Linie gekennzeichnet. Die "Gerichtsstätte im Lechelholz", die „Schwedenschanze“ rechts (östlich) des Schwedendamms und „das „Sternhauses“ sind angeführt. Wie die Schwedenschanze wird das südliche „Fort Antoine“ durch ein Kleeblatt-Symbol gekennzeichnet.

Dieser Beitrag ergänzt unseren Bericht zur "Vierschanzentournee" in der Frühjahrsausgabe 2012 (Nr. 12) unserer Hauszeitung.

Dabei folgt die Beschreibung der Schanzen und dieses (nicht ganz korrekt den Schweden zugeschrieben) Staudamms nicht unbedingt der historischen Zeitachse. So waren "Schanzen" mehr oder weniger kurzfristig errichtete Feldbefestigungen, die

zumeist mit einfachsten, unmittelbar verfügbaren Mitteln errichtet wurden. Ihre Konstruktion wurde durch aktuelle Anlässe ausgelöst, die zu einer Reihe solcher Anlagen zwischen Groß Stöckheim, Leiferde und "Klein Stöckheim" (seit 1962 "Stöckheim") führten.

In Verbindung mit dem "Schwedendamm" sind vor allem die "**Schwedenschanze**" (weniger belastend auch "**Weinbergschanze**" genannt), das "**Fort Antoine**", sowie die "**Pappenheimerschen Schanzen**" zu nennen.

Welche Ereignisse führten zu diesen Verteidigungsanlagen?

Wir befinden uns im 30jährigen Krieg, hier im Jahre 1627, einem Zeitpunkt, in dem Wolfenbüttel dem **Dänenkönig Christian IV.** (er führte den niedersächsischen Reichskreis an) unterstand und zur Zielscheibe für Truppen der katholischen Liga wurde. Diese Truppen, kurz "Kaiserliche" genannt, unterstanden dem Habsburgischen Kaiser aus dem Hause Österreich. Dies mag den alternativen Begriff „Österreicher“ erklären, obgleich Mitglieder im gesamten Heiligen Römischen Reich geworben wurden.

Der erste Damm (1627) und das Ende des "Mittleren Hauses Braunschweig"

Wolfenbüttel, das zu dieser Zeit aufgrund seiner starken Festungsanlagen als nahezu uneinnehmbar galt und von 1613 bis 1634 formal **Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel** unterstand, wurde zur zentralen Zielscheibe der „Kaiserlichen“.

Friedrich hatte im zarten Alter von 23 Jahren die Regierungsaufgabe von seinem charakterstarken Vater, **Herzog Heinrich Julius**, übernommen.

Obgleich er das Beste für sein Land wollte, gilt er rückblickend als schwächlicher, überwiegend sinnlichen Genüssen ergebener Herrscher. Seit dem Antritt seiner Regierung wurde er in Querelen mit der Stadt Braunschweig verwickelt, die sich mehr als widerwillig seiner Herrschaft unterordnete.

Dennoch wurden ihm freier Zutritt durch eines der Stadttore und die Nutzung der mittelalterlichen Burg als Zweitsitz neben dem Wolfenbüttler Schloss gewährt.

Friedrich Ulrich aber verlangte mehr. Seine Truppe belagerte und beschloss Braunschweig 1615 für drei Monate erfolglos, bevor er resignierte.

Für seine Güter gab es keine Entschädigung - er musste sich mit einer formalen Huldigung begnügen. Auf Betreiben seiner Mutter Elisabeth, der Schwester des Dänen-Königs Christian IV., wurde 1616 der **Geheimrat Anton von Streithorst** zu seinem Oberhofmeister und Hofrichter.

Mit ihm hatte er seine „Entscheidungen“ abzustimmen. Die „Räthe“, die ihm bis dahin auf Veranlassung Braunschweigs zugeordnet waren, wurden kaltgestellt.



Abb. 2: "Abriß der Vesten Fürstlichen Haupt Stadt Wolfenbüttel wie solche im Nahmen Kay.May: durch den Gr: von Pappenheim belagert worden 1627". Kupferstich von Matthäus Merian aus aus "Theatrum Europaeum", 1635. Neben dem Lauf der Oker durch Wolfenbüttel (1-5) sind hier das Pappenheimsche Quartier (Klein Schöppenstedt; 6), der (große) Damm (10) und die Pappenheimschen Schanzen (11) von besonderem Interesse. Das heftig umlagerte Groß Schöppenstedt wird durch den Turm schräg unterhalb der (4) neben den Worten "Obsidio Wolferbythl" (Belagerung Wolfenbüttels) angedeutet und wurde in der Tat teilweise geflutet. Auch die beidseitig der angestauten Oker erkennbaren Umlutgräben scheinen den Ausgang der Szenarien beeinflusst zu haben. Die korrekte Nord-Südrichtung wird durch den Pfeil in der Legende (unten rechts) angedeutet und gilt auch für Abb. 3.

Anfang September 1627 rückte der kaiserliche **Generalwachtmeister Graf zu Pappenheim** mit seinem Heer an, um dem Dänenkönig Wolfenbüttel, den letzten verbliebenen Stützpunkt im südlichen Teil des Niedersächsischen Kreises, zu entreißen. Sein Hauptquartier nahm er in (Klein-) Stöckheim (**Abb. 1**) - seine Truppen wurden in die umliegenden Dörfer verlegt. Da für das Heranschaffen von ausreichendem Geschütz die Zeit fehlte, fasste er den gewagten Entschluss, die Oker durch Anlage eines Damms stromabwärts von Wolfenbüttel aufzustauen und so die tiefer gelegene Festung zu fluten.

Unterhalb (d.h. nördlich) von Wolfenbüttel ist die Okerniederung etwa 700 m breit und beidseitig von steilen Rändern begrenzt. Auf der Höhe von Groß Stöckheim verengen sich die Flanken auf etwa 250 m. Der Ort selbst lag allerdings in der unmittelbaren Reichweite von Geschützen der Wolfenbüttler Festung, sodass die strategisch beste Position 1 km

weiter in Richtung Braunschweig angesetzt wurde (**Abb. 2**). Hier verlief vor Tausenden von Jahren ein flacher Rücken diluvialen Gesteins quer zur heutigen Oker durch das Tal, bevor der Fluss sich eine Bahn brach. Diese Situation bot beste Voraussetzungen, da die steinigen Wiesenränder beidseitig steil abfielen und sich als Stützen des Damms anboten. Östlich und westlich der Steil-

abfälle wurden Schanzen als Schutz vor der Festungsbesetzung angelegt. Über den Fluss wurde dann eine Brücke geschlagen, die dem Transport von Erdmassen durch bäuerliche Pferdewagen diente. Diese wurden, von den Abhängen ausgehend, zu einem Damm aufgeschüttet. Für dessen Kern (westliche Höhe 1,5 m; Breite 22 m) bevorzugte man schweren schwarzen Ton, der möglicherweise dem 400 m westlich des Okerlaufes gelegenen Wasserloch "Papenkulk" entstammte, einer künstlichen Anlage an die noch heute eine flache, von Bahngleisen durchquerte Vertiefung erinnert. Eine Regulierung des Stauwasserstandes durch Schleusen war nicht vorgesehen und erwies sich in der Folge sogar als unnötig.

Durch den Fluss, unmittelbar am Damm, wurden doppelte Wände aus Faschinen (die im Titel angeführten „Rollen“-förmigen Rutenbündel, welche hier einige Meter Länge erreichten) angelegt. Diese dienten zum Schutz vor Erosionserscheinungen. Das Wasser staute sich langsam bis zu einer Spiegelhöhe von 76 m (in den Aufzeichnungen grundsätzlich als Höhe üNN angegeben). In dieser Höhe begann es allerdings vorzeitig abzufließen. Die Anlage eines weiteren Damms (77,5 m üNN) behob diesen Mangel. Ein glücklicher Umstand war die Tatsache, dass die Schanze nun eine Abflussmöglichkeit über die westlich des Damms gelegene Senke gewann, womit sich der Wasserspiegel auf höherem Niveau stabilisierte. Berücksichtigt man, dass die Straßenzüge der Wolfenbüttler Festung zu jenem Zeitpunkt noch 1 Meter unter dem Niveau der Umgebung lagen, so muss das Wasser am Rathaus und der damaligen Schlosskaserne 1,6 m hoch gestanden haben. Pappenheim nahm dies zum Anlass, den Kommandanten Wolfenbüttels zur Übergabe aufzufordern, was zu diesem Zeitpunkt allerdings strikt abgelehnt wurde. Das hatte nicht nur für die Stadt

Konsequenzen, sondern auch für die Belagerer, die nun – herbstwetterbedingt – Erkrankungen erlitten.

Allerdings mussten die Bewohner ihre Festung am 19. Dezember wegen der "geplatzten" Lebensmittel-Versorgung aufgegeben, sodass Pappenheim doch noch in ihren Besitz gelangte.

verleitete dieser Umstand zu der trockenen Feststellung, dass ihm, im Falle einer kompetenteren Zielführung, die Aufrechterhaltung des Damms unmöglich gewesen wäre. Die Kaiserlichen durchbrachen daraufhin den Damm, und das Wasser konnte seinen gewohnten Lauf wieder aufnehmen. Reste des Damms blieben erhalten und überzogen sich bis zum Jahre 1641 mit einer dichten Grasnabe.

In jenem Jahr drängte der Nachfolger von Friedrich Ulrich, Herzog August der Jüngere von

Braunschweig-Wolfenbüttel erneut auf die Übergabe Wolfenbüttel.

In Kooperation mit den Schweden wurden Reste der Damm aus dem Jahre 1727 nach fortschrittlichen Konzepten wieder hergerichtet und zum eigentlichen "Schwedendamm" ausgebaut. Auch die zweite Überschwemmung, die das erweiterte Okertal, Wolfenbüttel und Groß Stöckheim betraf und nachhaltige Veränderungen in der Okeräue zur Folge hatte (Abb. 3), reichte nicht, die Besatzer - diesmal die "Kaiserlichen" - zur Aufgabe zu bewegen.

Sie veranlasste aber entscheidende Verhandlungen, welche letztlich zur Neuordnung des Fürstentums führten.

Diese Geschehnisse und ihre Folgen bilden den Inhalt des zweiten Teils ...

„Der Stöckheimer Schwedendamm: Der Damm verschwindet – einige Spuren bleiben“

...in der Frühjahrsausgabe 2014 (Nr. 14) des „Der Tetzstein“.

Schon an dieser Stelle sei **Dieter Kertscher** für seine geführten Touren, zahlreichen Hinweise, Vorlagen und Literaturangaben herzlich gedankt.

Quellen:

H. Voges „Der Schwedendamm bei Wolfenbüttel“ Braunschweigisches Magazin Nr. 3, Mai und Juni 1924

Wilhelm Bornstedt: Chronik von Stöckheim.

Siedlungsgeographie, Sozial- und Kulturgeschichte eines Braunschweigischen Dorfes. ACO-Verlags- und Druck-GmbH, Braunschweig 1967.

Dieter Kertscher „Gang durch die Groß Stöckheimer Feldflur“ Wolfenbütteler Zeitung 21. 07. 2003

<http://www.wolfenbuetteler-zeitung.de/lokales/wolfenbuettel/gang-durch-die-gross-stoeckheimer-feldflur-id389650.html>

Verena und Juergen (Claassen-)Bode

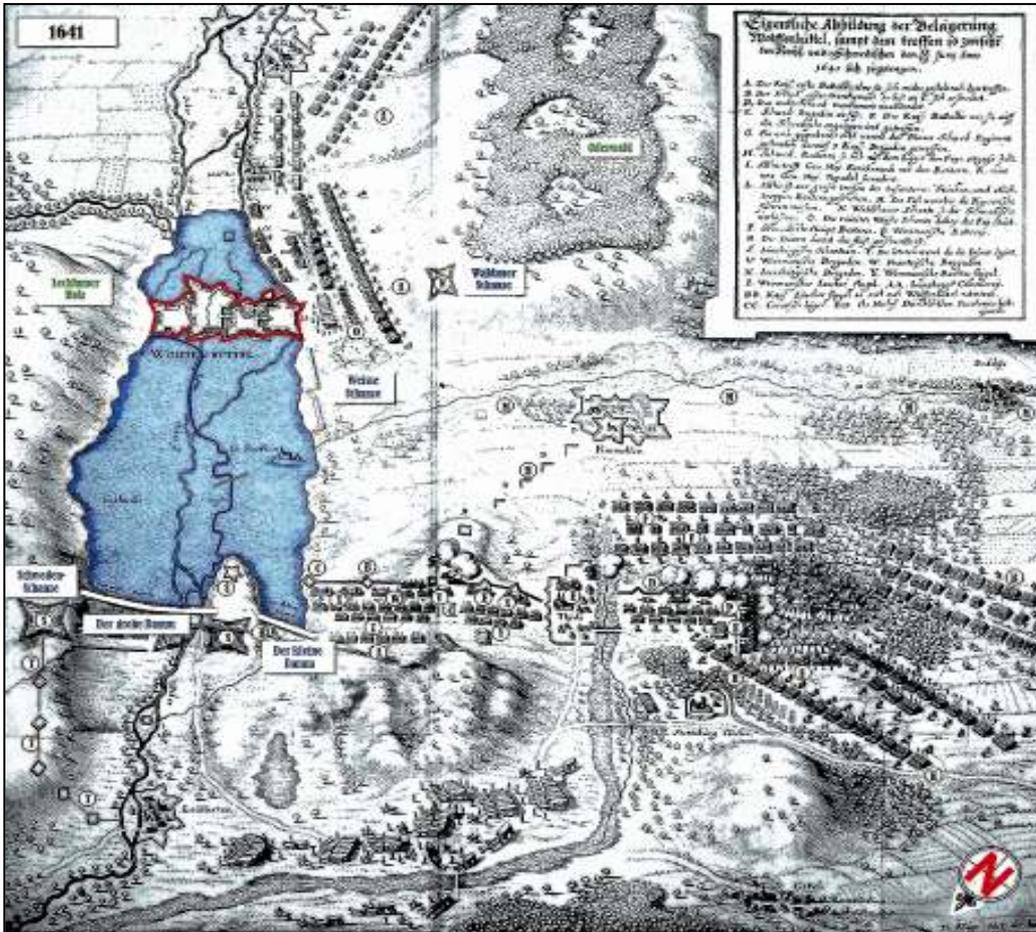


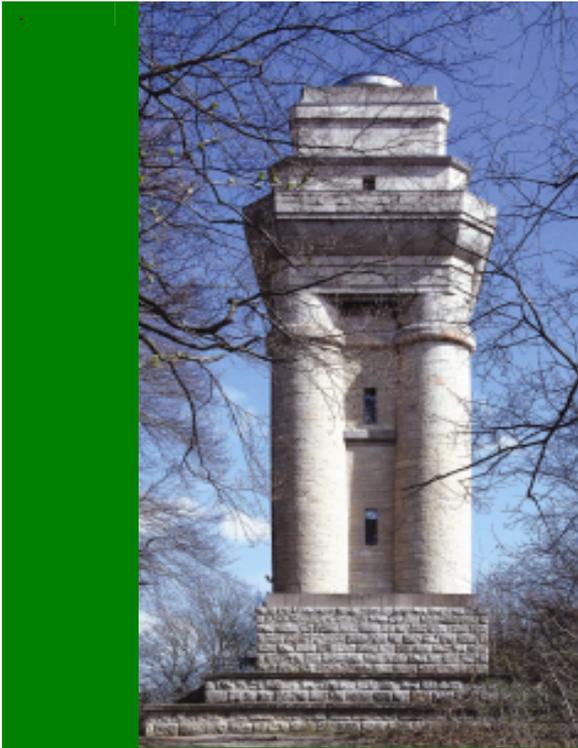
Abb. 3: "Eigentliche Abbildung der Belagerung Wolfenbüttel, sampt dem treffen so zwischen den Kays: und Schwedischen den 19/29 Junij Anno 1641 sich zugetragen".

Kupferstich von Th. Kluge, wie Abb. 2 aus Merians "Theatrum Europaeum", Ausgabe von 1643. Auf Anregung durch Dieter Kertscher und zum besseren Verständnis wurde hier das Flutungsgebiet von 1641 hellblau eingefärbt.

Die Originaldarstellung zeigt den ursprünglichen Okerlauf mit Verzweigungen bei Wolfenbüttel und auf der Höhe der Schwedenschanze. Der heutige Verlauf der Oker (gemäß Abb. 1 - nach Abgleich der Himmelsrichtungen) wurde als blaue Kontur hinzugefügt. Hierdurch werden die ultimative Verlagerung des Okerbettes und die essentielle Bedeutung der "Schäferbrücke" (graue Linie unterhalb des damals gefluteten Groß Stöckheim) deutlich.

Bis hierher hatten die Belagerten mit 2480 Schüssen – darunter lediglich zwei Treffer – vergeblich versucht, den Damm zu durchlöchern. Pappenheim

Unsere Preisfrage



Nach dem vom Norddeutschen Bund und den süddeutschen Ländern gemeinsam errungenen Sieg über Frankreich wurde ein Mitglied des damaligen preußischen Vereinigten Landtages 1871 zum Gründer- und ersten Kanzler des Deutschen Reiches.

Nach seinem Tod im Jahr 1898 regten Studentenschaften im gesamten Reich an, ihm zu Ehren Denkmäler zu errichten. So riefen auch Studenten der Herzoglich Technischen Hochschule Carola-Wilhelmina in Braunschweig dazu auf, auf einem dem Elm nahegelegenen Höhenzug ein solches in Form einer Säule zu erbauen. Die Grundsteinlegung erfolgte am 17. 06. 1900 und die Einweihung am 20. Oktober 1901.

Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland sollen insgesamt ca. 250 derartige Türme errichtet worden sein.

Foto: Jürgen Mewes

Und das ist jetzt unsere Preisfrage:

Wie heißt denn nun das Denkmal und wo befindet es sich?

Um uns die Lösung zukommen zu lassen, gibt es drei verschiedene Möglichkeiten:

1. Sie können uns Ihre Lösung auf einer **Postkarte** zukommen lassen. Und diese bitte ausreichend frankieren.

Unsere Anschrift: Waldgaststätte Tetzstein - 38154 Tetzstein

2. Zudem haben wir auch in unserer **Gaststätte Lösungszettel** ausliegen, die Sie dort ausfüllen und abgeben können.

3. Ferner besteht auch noch die Möglichkeit, uns die **Lösung per E-Mail** an die Adresse **im.mewes@t-online.de** zu schicken. Die E-Mail-Absenderadresse darf nur einmal verwendet werden.

In jedem Fall bitten wir stets um Angabe Ihrer vollständigen Adresse.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2014.

Aus Chancengleichheit ist jeder Teilnehmer und Haushalt nur zur Abgabe einer Lösung berechtigt.

Und was gibt es zu gewinnen?

Aus den richtigen Lösungen werden **drei Teilnehmer** ausgelost, die in der Waldgaststätte Tetzstein bis **spätestens 31. Juli 2014** für **jeweils zwei Personen eines der auf deren Speisekarte verzeichneten Gerichte** auf Kosten des Hauses auswählen und **verspeisen können**.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Gewinner werden unmittelbar nach erfolgter Auslosung schriftlich benachrichtigt und ihnen zugleich ein Gutschein zugestellt. Viel Glück!



**Auflösung der Preisfrage in unserer Ausgabe
Frühjahr 2013 (Nr. 12)**

**Die Bockwindmühle befindet sich in
Abbenrode, am Westrand des Elms.**

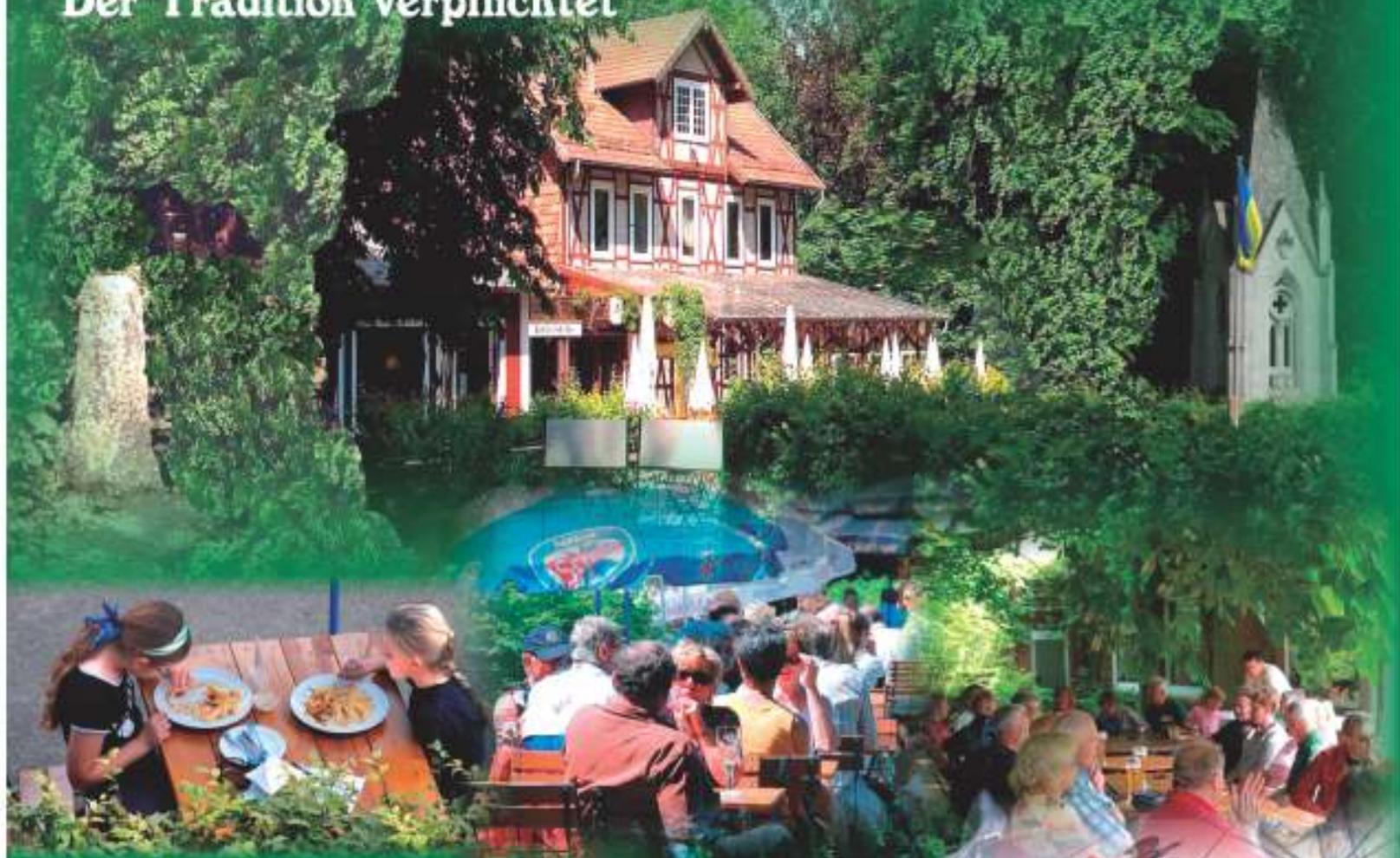
Eingegangen sind **85 richtige Lösungen**.

Die Gewinner sind: **Swetlana Diez aus Warburg, Marga Peters aus Schöningen und Horst Scholz aus Braunschweig**

Herzlichen Glückwunsch!

Waldgaststätte Tetzelsstein

Der Tradition verpflichtet



Anno 1884 begann alles mit einer bescheidenen Bretterbude. Dort, wo der Ablasshändler Tetzels der Sage nach beraubt und ermordet wurde, hat sich im Laufe der Jahrzehnte unsere Gaststätte zu einem der beliebtesten Ausflugsziele im Elm, dem schönsten und größten Buchenwald Norddeutschlands, entwickelt.

Neben saisonalen Spezialitäten, wie Spargel, Pfifferlinge und Braunkohl, bietet unsere Speisekarte reichlich Auswahl, um jedem Gast etwas Besonderes zu bieten.

Unsere Räumlichkeiten bieten sowohl für Veranstaltungen als auch Familienfeiern reichlich Platz.

Der Biergarten, die überdachte Veranda und der Kinderspielplatz sind beliebte Ziele für unsere Gäste aus Nah und Fern.

Großer Parkplatz • Täglich ab 10 Uhr geöffnet
Durchgehend warme Küche



Eigentümer und Wirt: Thomas Heldt
38154 Tetzelsstein
Telefon 05332 - 1369 Fax 05332 - 947 846
Internet <http://tetzelsstein.com>